

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 54

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

# Willy Kramp Lesebuch

Zusammengestellt  
und mit einem Nachwort  
von  
Heinrich Peuckmann



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 54

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
von Walter Gödden

Band 54

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,  
im Aisthesis Verlag  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

© 2016 Nyland-Stiftung, Köln  
Umschlaggestaltung: Robert Ward  
ISBN: 978-3-8498-1145-7  
Druck: docupoint, Barleben

## Inhalt

Aus »Brüder und Knechte. Ein Bericht« (1984)	7
Was ein Mensch wert ist (1972)	37
Aus »Das Versteck« (1984)	45
Aus »Die Fischer von Lissau« (1939)	55
Gedichte aus »Ich habe gesehen« (1985)	66
Aus »Der letzte Feind« (1970)	72
Das Wespennest (1959)	80
Der Sohn (1952)	102
Aus »Das Lamm« (1959)	111
Nachwort	118
Text- und Bildnachweise	132



*Porträtfoto, 1950er Jahre.*

## Aus »Brüder und Knechte. Ein Bericht«

### ERSTER TEIL

#### 2

#### Urlaub

»Kummer? Ja ein bißchen«, sagte meine Frau. »Es hängt mit den Juden aus Berlin zusammen ...«

Wir gingen die Wege im Park entlang, unter schweren glänzenden Knospen. Ich war soeben nach Hause gekommen, von den Kindern jubelnd begrüßt. Zeichenhaft-reglos standen die Bäume. Von jeher hat der Karfreitag für mich diesen einzigartigen Charakter gehabt: als versammle sich die Zeit, halte ein und verstumme in einem durchsichtigen Jetzt.

»Wo sind sie denn?«, fragte ich.

»In Königsberg. Irgendwo in der Stadt. Aber es wird immer schwerer, sagt Hedwig.«

»Wieviele?«

»Ich kenne nur das Ehepaar mit dem Kind. Aber es sind mehr. Die junge Frau und das kleine Mädchen waren ja ziemlich lange im Pfarrhaus von Großheidekrug. Sie dachten, weil das Haus etwas abseits steht, aber ... die vielen Besucher ...«

»Und bei wem sind sie jetzt?«

»Ich weiß nur, daß man sie getrennt untergebracht hat. Einzelnen kann man sie leichter verstecken.«

Zwischen den Linden tauchte unser Haus auf. Fachwerk mit tief herabgezogenem Dach, sehr alt, sehr groß; in den Stuben Balkendecken und mächtige Kachelöfen. Bei Nacht gab es spukhafte Geräusche von der ›Lucht‹ herab: Schläge, Huschen, Trappeln. Auf den tiefen Fensterbänken standen im Winter unsere beiden kleine Söhne, trommelten gegen die Scheiben und sangen: »Schneeflöckchen, Weißröck-

chen, woher kommst du geschneit?« ... Wir liebten das Haus. Und den Park, die Wiesen dahinter mit den Sumpfdotterblumen. Die verkrümmte Feldsteinmauer, von der aus man zum Frischen Haff hinuntersehen konnte. Störche standen im Schilf, blickten ins Wasser. Im Frühjahr und Herbst zogen Schwäne über das Haff hin, ihr Gefieder leuchtete in der Sonne.

»Bei Hedwig ist also ... niemand?«

»Nicht zum Schlafen. Aber sie halten sich tagsüber in ihrer Wohnung auf. Der Mann soll im Sprechzimmer einer Ärztin übernachten.«

»Können wir nicht auch etwas tun?«

»Ich besorge Lebensmittel. Und Marken. Wenn du morgen nach Königsberg fährst, kannst du etwas mitnehmen.«

Es war vier Uhr nachmittags, als ich die zwei Treppen zur Wohnung meines Schwagers, eines zur Truppe eingezogenen Bekenntnispfarrers, hinanstieg. Meine Schwester öffnete mir; sie war blaß, lächelte aber erfreut und zog mich hinein. Im Korridor stand meine Mutter. Sie war damals schon über siebzig, mager und gebückt. Als Kind hatte ich fest daran geglaubt, daß meine Mutter keine Furcht kenne. Auch später, in meinen Jünglingsnöten, war ich schon getröstet, wenn sie mir nur zuhörte: bedächtig mit dem Kopf nickend, die wachen blauen Augen unter steil gewölbten Brauen weit offen; immerfort ließ sie dabei ihre Finger auf der Tischplatte oder dem Handpolster ihres Sessels hüpfen ... »Komm herein!«, sagte sie. »Du weißt ja, wen wir bei uns haben.« In diesem Augenblick begriff ich, daß auch meine Mutter unter der Angst litt – und sogar weit über ihre Kraft.

Im Wohnzimmer war eine Kaffeetafel gedeckt. Vom Sofa erhoben sich bei meinem Eintreten drei Personen: Mann, Frau und ein kleines Mädchen von etwas vier Jahren. Als wir uns begrüßten, starrte der Mann meine Uniform an. Er sah sogleich wieder fort, mit flatterndem Lidschlag; aber ich

hatte das vage Entsetzen wohl bemerkt, das in seinem Blick zusammenschloß.

Wir nahmen Platz, Kaffee wurde eingeschenkt, Kuchen herumgereicht ... Wir bemühten uns, ein unbefangenes Gespräch zu beginnen. Über das Frühjahr, das sich gut anließ. (Aber die drei Flüchtlinge taten gut daran, sich nicht an die Frühlingsluft zu wagen.) Über die vollen Eisenbahnzüge. (Auch in vollen Zügen gab es gefährliche Kontrollen. Lebensgefährliche.) Über die Lage der Kirchen. (Aber ich wußte gar nicht, ob diese drei da getauft waren.) Nichts gelang. So sehr wir uns Mühe gaben ... Kaum wagte ich, die ›Gäste‹ anzublicken. Die Frau sah aus wie eine Verkäuferin, hübsch und nach außen gewandt; man konnte sie für eine Italienerin halten. Der Mann, mit starker Nase und schweren vollen Lippen, mochte Kaufmann sein oder Angestellter. Doch was immer er sein mochte – jetzt war er betäubt von Furcht und Haß. Dieser Gejagte – das erfuhr ich später von meiner Schwester – hatte schon jedes Gefühl für das in seiner Situation Gebotene und Vernünftige verloren. Nicht nur daß er am hellen Tage seine Frau besuchen ging; er ließ es sich auch nicht nehmen, in der Wohnung meiner Angehörigen zur Tür zu springen, sobald die Klingel ertönte. Und einmal erwiderte er den Hitlergruß einer Nachbarin damit, daß er – einen Schritt zur Seite tretend – vor sich hinmurmelte: »Daß du erstickst an deinem »Heil Hitler!«

»Gut siehst du aus«, sagte meine Mutter. »Du bist gewiß viel an der frischen Luft?«

»Ja. Ziemlich viel.«

»Wie lange kannst du in Caporn bleiben?«

»Bis Dienstag nach dem Fest.«

»Und wie lange dann noch in Insterburg? Beim Lehrgang?«

»Bestimmt bis Juni.«

»Bitte doch den Kuchen nicht zu verschmähen!«, sagte meine Schwester. Es fehlt ihm einiges. Aber wir haben getan, was wir konnten.«

Gerade diese treuherzige Kaffee-und-Kuchen-Kulisse machte das Ganze so gespenstisch. Die Wahrheit war: wir hatten Angst. Und zwar nicht nur Angst davor, daß im nächsten Augenblick Gestapo die Wohnung betreten könnte. Die Angst saß tiefer. Sie hing damit zusammen, daß diese Menschen auf dem Sofa schon so scharf von uns getrennt waren. Immerfort radierte die öffentliche Meinung in uns allen das Bild der Juden aus; und so sehr wir uns dagegen wehren mochten: das Bild verblasste, löchrig, entstellt. Dort auf dem Sofa saßen drei ›Gewesene‹.

»Der Kleinen geht es aber wieder gut, nicht wahr?«, fragte meine Mutter. Ihre Hand hüpfte auf der Tischplatte.

»Ja. Ganz gut«, antwortete die junge Frau mit lebhaften Nicken.

Ich sah das Kind an. Es war hübsch wie die Mutter und trug ein sauberes grünes Kleidchen; in der rechten Hand hielt es ein Stofftier. Plötzlich dachte ich voller Entsetzen: ›Die Finger werden sich verkrümmen!‹ Von ferne höre ich den Mann sagen: »Nur eine Erkältung. Gott sei Dank.« Dann ging die Frau mit dem Kind hinaus. Der Mann sprang hastig auf, sah den beiden nach. Als er sich setzte, fiel sein Blick wieder auf meine Uniform ...

»Laß es dir gut gehen«, sagte meine Mutter beim Abschied.

»Und komm noch mal vorbei, falls du an die Front mußt.«

Sie ließ sich von mir küssen, den Kopf leicht zur Seite gedreht. (Die Küsse ihrer Kinder brachten sie immer etwas in Verlegenheit.) Ich wollte einen Scherz machen und sagte:

»Wenn diese Gestapokerle dich mitnehmen wollen, setz ihnen gründlich den Kopf zurecht!«

Meine Mutter antwortete: »Ich werde ihnen sagen: Jetzt habt ihr einen Fang gemacht – bravo!« Aber ihre Stimme bebte.

## Hößlin

Der Oberleutnant befiehlt allen Oberfähnrichen, die von der Nachrichtentruppe kommen, zu sich aufs Dienstzimmer. Von den fünf, die sich melden, sind zwei als Fernsprecher ausgebildet und drei als Funker. Nesselhuth schickt die beiden Fernsprecher fort und wendet sich uns Funkern mit der barschen Frage zu: »Welches Tempo?« Tempo Hundert. Alle drei.

Der Oberleutnant reckt seinen Geierkopf und starrt uns unschlüssig an.

»Stehen Sie bequem!«, schreit er.

Aber noch immer scheint er nicht recht zu wissen, wie nun weiter zu verfahren sei.

»Wie alt?«, brüllt er dann. »Der Reihe nach!«

Mit meinen vierunddreißig bin ich der Älteste.

»Jemand verheiratet?« (In einem Ton, als sei es ein Verbrechen, sich ein Weib zu nehmen.)

Außer mir ist noch einer verheiratet. Aber ich habe zwei Kinder. Der Oberleutnant nickt den beiden anderen Entlassung. Dann blickt er mich so durchdringend an, als habe er mir ein Kriegsgesichtsurteil zu eröffnen. Nichts dergleichen. Mir wird befohlen, mich sofort zur Teilnahme an einem dreiwöchigen Lehrgang für Nachrichtenoffiziere bei motorisierten Infanterieregimentern fertigzumachen. Noch am gleichen Tage werde ich nach Halle in Marsch gesetzt. Zur Heeresnachrichtenschule.

Hinein denn ins Vergnügen. Funk- und Fernsprechwesen. Nachrichtentechnische Ausstattung militärischer Einheiten. Geheimhaltungsvorschriften ... Und die Formation feindlicher Bombergeschwader hoch im Sonnenlicht (»Keine Angst! Halle greifen sie nicht an!«) sind Myriaden fremdartig geflügelter Insekten. Helle Fischlein im durchsichtigen Gewässer, mit starren glänzenden Flossen.

Als ich wieder in Insterburg eintraf, war hier der Lehrgang sanft entschlafen. Keiner brüllte mehr. Die Apathie der Oberfähnriche hatte auch die Offiziere entnervt. Schade eigentlich.

Ich traf Hans Lehndorff wieder, den ich schon vor meiner Insterburger Zeit kennengelernt hatte; er war Chirurg und Oberarzt im Städtischen Krankenhaus. Die Erscheinung des Grafen hatte etwas Beruhigendes; oft fragte ich mich, ob der hochgewachsene Mann, auf dessen Gesicht angespannter Ernst sich fast übergangslos zu behaglicher Heiterkeit wandeln konnte, eigentlich wie andere Menschen esse, trinke, schlafe. Als ich ihn um einen Beitrag für einen bestimmten guten Zweck bat, räumte er lachend seine Taschen und Schubladen aus: Bündel von Geldscheinen häuften sich vor mir auf der Tischplatte.

Durch Lehnhoff lernte ich Frau von M. kennen, deren Mann seit Stalingrad vermisst war; und bei Frau von M. wiederum traf ich Major von Hößlin, den Kommandeur einer Offiziersbewerber-Abteilung. Er war knapp dreißig, mittelgroß, schlank; sein brünetter Teint, mit einem Schuß Olivgrün, vermittelte die Assoziation eines archaischen Bildwerks, das lange auf dem Meeresgrund gelegen hat. Dabei schien dieser militärische Apoll nicht das geringste von sich hermachen zu wollen; er lachte wie ein guter Junge, wobei sein blitzendes Gebiß scharf hervorsprang, er strich sich mit seiner gespaltenen und verkrümmten Hand über das schwarzglänzende Haar, dann streckte er mir rasch und kameradschaftlich die unverletzte Linke hin. Sein Lachen, mühelos und leise, schien zu sagen: »Nett, dich kennenzulernen, alter Freund! Aber wenn ich dich nicht kennenlernte, wäre es auch nicht weiter tragisch.«

Der Major trug das Ritterkreuz und sprach mit Freimut von der verzweifelten Lage an den Fronten. Doch selbst bei diesem ersten Thema schien er seine Sorglosigkeit nicht zu verlieren; er gab sich wie ein Sekundaner, der die Chancen eines Fußballspiels der Nationalmannschaft fachmännisch

beurteilt. Später wandte sich das Gespräch künstlerischen und philosophischen Fragen zu. Hößlin wurde ernster; er zeigte sich interessiert und unterrichtet. Aber auch jetzt noch redete er sozusagen in lauter Nebensätzen; in einem Staccatostil, der Distanz sowohl von den Teilnehmern des Gesprächs als auch von dessen Gegenständen ausdrückte. Umso erstaunlicher dann seine Art, während unseres gemeinsamen Heimwegs präzise Fragen zu stellen.

»Wann werden Sie befördert?«

»Am ersten Juni.«

»Und dann? Fronteinsatz?«

»Wahrscheinlich.«

Pause.

Es war Abend, aber noch hell. Schwalben zuckten über den Fluß hin.

Hößlin hatte eine unnachahmliche Art, seine zerschmetterte Hand an den Mützenrand zu heben; in behutsamer und abweisender Höflichkeit. Sein Gang war ein wenig steif; so gehen Reiter, unmittelbar nachdem sie vom Pferd gestiegen sind. (Daß der Major von der Kavallerie kam, war nicht schwer zu erraten). Übrigens hatte auch die Gangart seiner Gedanken etwas Reitermäßiges; lässige Verhaltenheit wechselte mit harter Konzentration.

»Von der Nachrichtentruppe kommen Sie?«

»Jawohl, Herr Major.«

»Fronterfahrung?«

»Nur die kurze Frontbewährung als Funktruppführer.«

»Wo denn?«

»Bei Leningrad.«

»Wann?«

»Herbst 43. Noch vor der Winteroffensive der Russen.«

Unter den Büschen am Ufer der Angerapp lag tiefes kühles Dunkel. Die Sonne war gerade untergegangen. Hin und wieder durchstieß ein Fisch den milchigen Spiegel des Wassers.

»Und wie lange Soldat?«

»Seit Anfang 43. Drei Jahre zuvor eine kurze Grundausbildung.«

»Ah!«

Dieses »Ah!« klang etwas forciert, drückte auch kein wirkliches Erstaunen aus.

»Und ... vor Ihrer Einberufung?«

»Vorher habe ich in einer Dienststelle des Heeres für Eignungsuntersuchungen gearbeitet.«

»Doch nicht als Psychologe?«

»Allerdings.«

»Mais, c'est affreux!« – Hößlin lachte heftig und spöttisch auf. – »Ein Seelenspion! Mich haben sie seinerzeit auch in der Mache gehabt, diese unmöglichen Kerle.«

»Aber Sie würden doch nicht sagen, daß man in Ihrem Fall geradezu ein Fehlurteil ...?«

»Kunststück! Ich komme aus einer Soldatenfamilie, das sieht jeder Esel!« – Er lachte wieder, diesmal jugenhaft-amüsiert. – »Kennen Sie wenigstens die Geschichte, wie ein Psychologe den Bewerber fragt: Was tun Sie, wenn Sie in den Salon der schönen Frau X. treten und Ihr Kragenknopf springt in das Dekolleté der Dame?«

»Ein ungewöhnlicher Fall.«

»Fragen Sie lieber, was der Bewerber geantwortet hat! ... Na? ... Er hat geantwortet: ›Ich springe nach.‹ Hübsch, nicht?«

»Sehr hübsch. Vermutlich handelte es sich um eine Eignungsprüfung für Fallschirmspringer?«

»Hahaha!« – Dann, unvermittelt und ernst: »Einen Mann wie Sie als Zugführer an die Front zu schicken, ist natürlich glatter Mord. Was haben Sie auf der Waffenschule getrieben? In den paar Monaten? Was treiben Sie hier auf diesem famosen Oberfähnrchslehrgang? Allotria. Und dann einen Zug Infanteristen führen, sogenannte Panzergrenadiere, gefechtsmäßig, in Rußland ...! Der Zorn kann einen packen. Ich selbst war die meiste Zeit bei Rommel in Afrika, auch da ging es über Stock und Stein ... aber in Rußland!

Sie werden ja umgeblasen, noch ehe Sie den ersten Befehl gegeben haben. Und zwar umgeblasen samt Ihren Männern, das ist das Schlimme daran. Ah, bitte« – er hebt die Hand – »ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Aber Sie beherrschen nach dieser jämmerlichen Ausbildung einfach nicht das Handwerk. Auch Töten will fachmännisch gelernt sein. Die Technik des Tötens. Leider.« Und wieder lachend: »Was würden Sie davon halten, wenn ich Sie als Ordonnanzoffizier für meine O.B.-Schule anforderte? Ich habe zwar keine Planstelle, und nach ein paar Wochen würde es mit der Herrlichkeit vermutlich wieder aus sein. Immerhin ... wie nett könnten wir uns unterhalten! ... So. Ich bin angelangt. Auf Wiedersehen. Sie hören von mir.«

4

### Geheimnis

Der Adjutant der O.B.-Abteilung, Oberleutnant Graf Eulenburg, beinamputiert, weißblond, athletisch, vor Energie vibrierend, zieht mich freundlich-ironisch auf den Stuhl neben seinem Schreibtisch nieder.

»Ihre erste Amtshandlung wird sein, Ihre Frau anzurufen.«

»Darf ich fragen, aus welchem Grunde?«

»Um sie zu unserem Kasinofest einzuladen.«

»Verzeihung ... Kasinofest?«

»Widersprechen Sie nicht fortwährend, mein Freund! – Am Nachmittag treiben wir unsere jungen Helden ins Stadttheater, wo man ihnen, dem Ernst dieser belämmerten Zeit entsprechend, Kultur bieten wird. Danach fahren wir Erwachsenen ins Kasino zurück zu einer kümmerlichen Mahlzeit, und dann – – – qui vivra verra!«

Es ist jetzt Mitte Juni.

Hößlin sitzt an seinem Schreibtisch und unterzeichnet Papiere. Sein Handrücken weist einen tiefen länglichen Krater auf, die Finger sind wie Krallen hochgerissen; er hat

den Federhalter zwischen die Finger geklemmt und formt mühsam die Buchstaben, große dürre Gebilde. Nach meiner Meldung blickt er lächelnd auf, erhebt sich und sagt: »Ich möchte gern, daß diese braven Jungen hier noch etwas Vernünftiges über das menschliche Leben erfahren, ehe sie sterben. Halten Sie Unterricht über alles, was Ihnen wertvoll erscheint! Kunst, Philosophie, Geschichte. Auch Weltanschauung – natürlich die richtige! Uns alten Knaben werden Sie ebenfalls einiges aus dem Magazin Ihrer Erkenntnisse verkaufen – schon gut! Bescheidenheit wird vorausgesetzt.«

Nachmittags nimmt er mich mit in seine Wohnung unweit der Kaserne; lachend weist er über die gemietete Sesselpracht hin: »Toll, was?« Aber anscheinend schleppt er auch ziemlich viele eigene Dinge mit sich herum: Bücher, Bilder, Porzellan. Wir trinken Rotwein aus hohen Kristallgläsern. Hößlin sagt etwas abrupt: »Erzählen Sie! Was mögen Sie!« – Dieses »Erzählen Sie!« ist zugleich hochmütig und demütig; es verrät Einsamkeit.

In der weißen Litewka, die der Major heute trägt und die sein Gesicht tiefbraun erscheinen läßt, wirkt er bestürzend zart. Wenn er den rechten Arm langsam aufhebt und sich mit seiner verstümmelten Hand übers Haar streicht, so hat diese Gebärde etwas knabenhaft Selbstvergessenes. Wir sprechen über das bevorstehende Fest. Aber bald läßt Hößlin diesen Gegenstand achtlos fallen. Zerstreut und gereizt hastet er von einem Thema zum anderen, sein Lachen ist anders als sonst, es springt immer wieder unmotiviert und blechern-schrill von seinem Gesicht ab. Und plötzlich, ohne jeden Übergang, fragt er: »Sind Sie auch der Meinung, daß Hitler beseitigt werden muß?«

Ich habe gerade das Glas am Munde. Langsam setze ich es ab, ohne Hößlin anzusehen. »Das ist wohl nicht möglich!«, denke ich und spüre, wie mir das Entsetzen mit vielen eiskalten Spinnenbeinen das Rückgrat heraufkriecht ... Dann sehe ich den Major an und begreife, daß soeben

zwischen uns etwas Unwiderrufliches geschehen ist. Hößlins Gesicht ist aschgrau und kaum wiederzuerkennen. Seine Augen, soeben noch von einem schönen sanften Braun, haben sich verdunkelt, sein Blick ist buchstäblich schwarz vor Zorn. Der Mund hat sich scharf verzerrt. Wangenmuskeln und Kinn sind in mahlender Bewegung. Das Gesicht im ganzen scheint breiter geworden, auch die Schultern wirken plötzlich athletisch-derb.

Ich sage, mühsam dem Blick des Kommandeurs standhaltend: »Allerdings bin ich dieser Meinung. Aber – – –«

»Kein Aber! Es gibt kein Aber!«

Hößlin springt auf und wadet mit verkrampften Schritten über den Teppich wie durch zähen Schlamm, wobei er mit seinem gesunden Arm in der Luft ficht. Endlich wirft er sich wieder in seinen Sessel zurück. »Und zwar ist es allerhöchste Zeit, ja es könnte schon zu spät sein! ... Militärisch ist der Krieg natürlich längst verloren. Seit Stalingrad schon. Alle verantwortlichen Fachleute sind sich darüber klar. Nur er weiß es nicht, will es nicht wissen, weil es seiner Gottähnlichkeit die Zähne ausbrechen würde. – – – Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen, aber ... ich bin Soldat gewesen mit Leib und Seele, und in Ehren. Erst dieser Kerl hat dem Soldatsein die Ehre genommen, weil er befiehlt, sich an hilflosem Leben zu vergreifen, weil er seine Offiziere zu Marionetten erniedrigt – – – ah! Glauben Sie mir, wenn die Menschen auf der Straße mein Ritterkreuz anstarrten – – – ich schäme mich! Aber nicht darum geht es jetzt, es geht einfach darum, daß dieser Wahnsinnige nicht weiterhin Millionen unschuldiger Menschen einstampfen darf. Sollen etwa alle unsere Städte kaputtgemacht werden? Soll die Rote Armee noch weiter nach Deutschland vordringen? Darum geht es. Und darum muß Hitler sterben!« – Er sieht mich an, plötzlich unsicher gemacht, als lese er meine Gedanken. – »Hören Sie, es steht so Ungeheures auf dem Spiel, daß unsere persönlichen Gefühle nebensächlich geworden sind. Allerdings ... Verschwörer sollten gute Ner-

ven haben und möglichst wenig Phantasie. Außerdem sollten sie speziell in diesem Fall das militärische Handwerk beherrschen.«

»Dann kann es sein«, entgegne ich, »daß ich Ihnen trotz besten Willens das Konzept verderbe. Aber Sie haben mich nun einmal gefragt.«

Hößlins Gesicht entspannt sich. Ein freundschaftliches Lächeln erscheint darauf. »Ja, ich habe Sie gefragt. Ich mußte Sie fragen. – – – Bisher habe ich übrigens noch keine präzisen Befehle erhalten. Aber das Attentat ist jeden Tag zu erwarten. Unsere Abteilung hat – unter anderem – den Auftrag, am Tage X mit ihren SPW nach Königsberg zu rollen und die Gauleitung auszuheben. Das morgige Fest ist eine Art Tarnung; denn normalerweise veranstaltet man ja keine Vergnügung mit Damen, wenn man einen Aufstand plant, nicht wahr?« – Er erhebt sich, starrt geistesabwesend eine Weile zum Fenster hinaus. Dann sagt er: »Genug für heute. Ich muß noch etwas tun.« Und als ich schon die Treppe hinabsteige, ruft er mir nach: »Viel und gut schlafen, verstanden?«

Aber ich schlafe nicht. Ich irre weit draußen am Fluß entlang. Der Fluß raschelt in der Dunkelheit ...

## 10

### Attentat

Rollkert reißt die Tür zu Krämers Zimmer auf. Er schüttelt den Kopf und schlägt mit der Faust durch die Luft. Er lacht.

»Man sollte es nicht glauben!«, ruft er aus. »Die Leute können nicht mehr schießen! Die Offiziere vom Major aufwärts können nicht mehr mit Pulver und Blei umgehen!« Danach ist es still im Zimmer. Ich habe plötzlich das Gefühl einer leisen kühlen Lähmung in den Beinen. Krämer sagt: »Was ist los? Kommen Sie doch herein!«

»Attentat auf den Führer! Aber in die Hose gegangen!«, brüllt Rollkert und sieht uns beide fröhlich an. Hat er getrunken? Nein, er kommt gerade vom Ausbildungsdienst im Gelände, seine Stiefel sind weiß vom Staub.

»Mißglückt!« höre ich Krämer murmeln. [...]

Am Abendessen im Kasino nimmt auch Hößlin teil. Er spricht wenig, scheint gelangweilt und zerstreut, lacht ein paar Mal sein lautloses Lachen. Aber es werden heute keine Witze über die Bonzen gemacht, es fällt keine abschätzigte Bemerkung – wie sonst – über Maßnahmen der militärischen Führung, niemand sagt etwas über die Lage an den Fronten. Ich bemerke, daß Hößlin sich öfter als sonst übers Haar streicht; unter dem Kupferbraun seiner Wange ist er grau.

Neben dem Kommandeur tafeln rechts und links Hauptmann Grotza und Oberleutnant Große-Mack. Grotza sitzt halb abgewandt und antwortet nur auf Hößlins direkte Fragen. Große-Mack steckt sauber die Schneidezähne heraus und verkündet die bisher bekanntgewordenen Einzelheiten des Attentats. Er hebt die Hände beim Sprechen auf, rollt die Schultern, blickt sich nach allen Seiten um.

Laut sagt Grotza über den Tisch hin: »Das hat natürlich nicht ein einzelner gemacht! Dahinter steckt eine ganze Clique!«

Rollkert erkundigt sich: »So? Meinen Sie, daß es sich um eine regelrechte Verschwörung handelt?«

»Das meine ich!« – Wütend stochert Grotza in seinen Kartoffeln herum.

Große-Mack lacht angeregt. Wittsack brummt etwas Erschrockenes. Des jungen Groeben Gesicht zeigt einen erschrockenen und feierlichen Ernst. Bilinski blickt verkniffen vor sich hin. Haller sieht noch schöner und noch kränker aus als sonst ... In Stößen wirbelt das Gespräch hoch, alle reden gleichzeitig in wilder Erregung, dann wieder erstirbt alles in eisiger Stummheit. Vielleicht täusche ich mich, vielleicht spielen mir meine überreizten Nerven einen

Streich. Aber schon kommt es mir so vor, als werde die Luft um Hößlin dünner, als sei die Atmosphäre zersetzt von Argwohn, Angst, Haß ...  
Als der Kommandeur mich in Gegenwart aller auffordert, ihn nach Hause zu begleiten, durchfährt es mich heiß.

## 12

### Führerhauptquartier

[...] Nachmittags erhalte ich den Befehl, Hößlin auf einer Dienstfahrt zu begleiten. Erst als wir im Wagen sitzen, teilt er mir beiläufig mit, daß er zum Führerhauptquartier müsse, um seinen ›Bekannten‹ einen Besuch abzustatten; aber er tut, als handle es sich um eine kleine Spritztour, er ist in einer weichen, heiteren Stimmung, er lächelt viel und scheint keine Sorgen mehr zu haben.

Das Land liegt rein und weit da, von weißer Sonne überschwemmt. In den Dörfern sieht man Gepäckstücke vor den Haustüren; sie stören den sommerlichen Frieden etwas, weil sie so verlassen auf den Treppen und Pflastersteinen stehen. Gepäck von Bombenflüchtigen aus dem Westen, die den Befehl erhalten haben, sich wiederum heimwärts abzusetzen. Die einheimische Bevölkerung trifft noch keine sichtbaren Vorbereitungen zur Flucht. Kühe weiden auf sattgrünen Wiesen. Erntewagen schwanken. Der ferne Geschützdonner hört sich an wie ein Sommergewitter am Horizont.

Wir reden von allem möglichen (›erzählen Sie!‹), nur nicht von den Dingen, an die wir unausgesetzt denken. Und immer wieder sagt Hößlin mit einem Blick auf die Landschaft im Tone amüsiertes Verwunderung: ›Hübsch, wie?‹ Danach, als er hinter dem Sperrverhau verschwunden ist und ich im Wagen auf ihn warte, hallen die zwei Worte verzerrt in meinem Ohr nach wie ein höhnisches, schwammiges Echo: ›... Hübsch, wie?‹ Dort hinter dem

Stacheldraht, irgendwo in diesem riesigen verborgenen Nest, wo Hitlers Gedanken auskriechen und zu mörderisch-giftigen Insekten werden, die rasend nach allen Seiten ausschwirren, dort inmitten des stillen Waldes ist es geschehen. Dort hat sich das Schicksal Deutschlands entschieden. Von dort geht jetzt die Epidemie der Rachsucht aus.

Nicht zu begreifen. Eine simple Straße durch den Wald. Ein bißchen Stacheldraht. Ein Posten.

»Hübsch, wie?«

Als der Major zurückkommt, ist er ernst. Er spricht nicht, und ich wage auch nichts zu fragen; ohnehin müssen wir wegen des Fahrers vorsichtig sein. Ein paar Mal läßt Hößlin den Wagen halten; er scheint sich nur schwer von dieser masurischen Landschaft zu trennen. Zuletzt steigen wir aus, setzen uns auf eine erhöhte Bank, von der aus sich ein weiter freier Blick über einen See hin öffnet. In der Klarheit des späten Nachmittags scheint auch das Fernste nahegerückt.

Hößlin sagt: »Es steht also fest. Stauffenberg ist tot. Sie verhaften und erschießen. Jede Menge. Die besten Leute.« Er blickt ins Weite, zum Wasser hin, zu den Rändern des Waldes, der den See umkränzt. »Übrigens hat die Abteilung Befehl, wegen der näherrückenden Front zu verlegen. Nach Meinungen. Kennen Sie Meinungen? Nicht? Hübsche Stadt. Wir sollten sehen, daß wir so schnell wie möglich hier wegkommen. Obwohl ...«

Und wieder das Starren. Das Verschwimmen und Austrocknen des Blicks.

»In Ostpreußen könnte ich auch leben. Gut sogar. – Ihre Familie haben Sie weggeschickt?«

»Ja. Nach Pommern. Zu Freunden.«

»Ausgezeichnet. Nur ... Sie hätten sie weiter nach Westen schicken sollen. Pommern ist nicht weit genug.«

Die Stille. Der Wald, der sich langsam für die Nacht zuschließt. Die reinen Konturen ferner Hügel vor dem süßen

dunklen Blau. Ein paar große wattige Wolken, in der Tiefe des Himmels erstarrt.

Auf einmal fragt Hößlin: »Sagen Sie ... was heißt das eigentlich nach Ihrer Ansicht: Vergebung der Sünden?«

»Es heißt, daß unsere bösen Taten nicht gelten sollen.«

Meine Antwort klingt mir selbst etwas zu simpel. Hößlin kratzt nervös mit der Stiefelspitze die Erde auf. »Aber die Tat selbst ... bleibt sie nicht übrig, auch wenn sie nicht ›gelten‹ soll? Doch, doch. Sie nimmt eine selbständige Gestalt an, sie hat ihr Eigenleben. Vielleicht so wie ein Gespenst. Aber auch Gespenster können quälen.«

»Wenn Gott Sünden vergibt«, beharre ich, »dann sind sie niemals geschehen.«

»Meinen Sie wirklich?«

Von irgendwoher hört man die verlorenen Zurufe der Kutsher, die die Erntewagen fahren.

»Bitte denken Sie nicht«, fährt Hößlin fort, mit dem bescheidenen schüchternen Lächeln, das mitunter auch an ihm zu beobachtenden ist, »daß ich die Absicht gehabt hätte, Ihnen Untaten zu beichten. Ich glaube nicht, daß mein Leben sich von demjenigen irgendeines durchschnittlichen Mannes und Offiziers wesentlich unterscheidet, im Guten oder im Bösen. Überhaupt werden die meisten ›Bekenntnisse‹ einander zum Verwechseln ähnlich sehen, wie?« Ich muß ihm recht geben. Der Sünde fällt wenig Neues ein, im Grunde. Sie ist arm, ihr Wortschatz geradezu kläglich; aus allen ihren gestohlenen Gewändern ragt irgendwo immer ihr jammervolles Skelett heraus ... Ich weiß nicht, ob ich es mit diesen Worten ausdrückte. Aber Hößlin nickt lebhaft. Nach einer Weile sagt er: »Heute nacht habe ich mir überlegt, was ich wohl nach dem Krieg anfangen soll – falls ich überlebe. Studieren? Jura vielleicht? Volkswirtschaft? Oder ... Theologie? Es ist das erste Mal, daß ich dergleichen Überlegungen ernsthaft anstelle. Bisher dachte ich immer, ich könnte nur Offizier sein. Aber jetzt ...«

Er verstummt nachdenklich.

Der ersterbende Gesang der Vögel hallt über die gläserne Fläche des Wassers von Ufer zu Ufer.

Nach langer Zeit sagt Hößlin – und damit ist unser eigentliches Gespräch zu Ende –: »Sind Sie eigentlich auf dem Lande großgeworden?«

»Nein. Aber ich war oft im Forsthaus meines Onkels, in Hinterpommern ...«

»Ah! Nett! ... Erzählen Sie!«

»Ich träume manchmal davon. Lauter einzelne Bilder, aber jedes macht mich glücklich. Ein Haus aus roten Ziegelsteinen, sauber verputzt. Eine Fahnenstange, zwei Linden vor der Tür. Ställe mit Vieh und eine Scheune, ein Backhaus mit winzigen Güsseln. Der Schweif des Pferdes Fritz, der nach Bremsen schlägt. Das helle Einspritzen des Melkstrahls in den leeren Eimer ...«

»Ja. Ja. Kenne ich alles.«

»Der Hund vor der Hütte, gähmend ... die Katze in den Sonnenkringeln der Küche ...«

»Die Maus in der Falle, hm? Äpfel in der Apfelkammer ...«

»Stachelige Hecken. Brombeeren, schwarz, tiefschwarz, und Kreuzottern, die man am heißen Waldrand mit Stecken totschießt.«

Auf Hößlins Gesicht steht ein Knabenlächeln.

»Auch Wasser? Gab es Wasser?«

»Ja. Ein Fließchen mit dem schönen Namen Kamenz, das über große Steine hinstolperte. Die Kühe tranken abends daraus.«

Der Major hebt die Hand auf, in dieser selbstvergessenen Gebärde.

Nach einem Schweigen: »War Ihre Mutter auch so ...?«

Nein, verzeihen Sie, aber ich muß heute immer an meine Mutter denken. Sie ist eine ... ungewöhnliche Frau. Natürlich ... alle Mütter sind ungewöhnliche Frauen, nicht wahr?«

Das Lächeln auf seinem Gesicht erstarrt.

»Wir müssen fahren.«

Die Schatten sammeln sich am Waldrand, wachsen über das Wasser.

Als wir von der Bank aufstehen, um zum Wagen zurückzugehen, sagt Hößlin noch: »Stauffenbergs Tod geht mir sehr nahe.«

21

»Ich hatt' einen Kameraden«

Daß Major von Hößlin bald nach meiner Versetzung zur Fronttruppe verhaftet und später hingerichtet worden war, konnte Krämer mir in vorsichtigen Andeutungen noch nach Polen schreiben. Aber erst bei unserem ersten Wiedersehen nach Kriegsende teilte er mir Näheres über den Gang jener schrecklichen Dinge mit. [...]

Bald nach Hößlins Festnahme sei Erwin Krämer nach Berlin gereist, um Näheres über das Schicksal des Verhafteten zu erkunden. Dank der Hilfe einer beherzten Mittelsperson gelang es ihm zu erfahren, daß man Hößlins Namen auf einer neu aufgefundenen Liste der Verschwörer entdeckt habe. Kurz darauf teilte Hößlin dann selbst durch eine von der Zensur genehmigte Karte mit, seine Vernehmungen seien abgeschlossen; er bitte darum, daß Krämer für die Sicherstellung seiner »persönlichen Sachen« Sorge trage. Auch benötige er für seine verletzte Hand dringend einen Pelzhandschuh, der sich in seiner Privatwohnung befände. [...]

Den inzwischen eingetroffenen neuen Kommandeur bat Krämer um die Erlaubnis, sofort nach Berlin fahren zu dürfen, um Hößlin seinen Pelzhandschuh zu überbringen. Aber der Kommandeur habe gesagt (vielleicht in einer Ahnung der Zusammenhänge), es werde besser sein, wenn Krämer nicht selbst fahre. Er habe einen jungen Leutnant nach Berlin geschickt. Der Handschuh allerdings sei dann nicht mehr gebraucht worden.

24

Wenige Tage nach des Leutnants Rückkehr aus Berlin erhielt Krämer einen Brief Hößlins, in dem dieser mitteilte, daß er wegen Beteiligung an der Verschwörung des 20. Juli zum Tode verurteilt sei. In jenem letzten Brief aus dem Gefängnis hatten einige Sätze gestanden, die Erwin Krämer mir später nur aus dem Gedächtnis wiedergeben konnte, weil der Brief verlorengegangen ist. Die Sätze lauteten: »Ich habe getan, was mein Gewissen mir vorschrieb. Die Geschichte wird ihr Urteil sprechen. Grüßen Sie die Freunde. Wir sehen uns alle wieder.«

Krämer schloß, nachdem er mir dies alles ausführlich erzählt hatte: »Besonders dieser einfache kleine Satz am Schluß hat sich mir damals eingepägt. Übrigens haben wir in den Wochen vor Hößlins Verhaftung fast nur theologische Gespräche miteinander geführt.«

#### 40

#### Ein Mensch stirbt

Am folgenden Morgen sehe ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Menschen sterben.

Tatsächlich, ich habe noch nie einen Menschen sterben sehen. Alle waren entweder schon tot, als ich sie sah, oder sie waren noch eben am Leben: die Verwundeten im Waldlager oder die Hinsinkenden auf dem Marsch. Aber der Mann, der da am Scheunenausgang liegt, kurz bevor wir wieder abmarschieren, dieser große häßliche Kerl am Boden, der ist soeben dabei, den letzten Schritt zu tun, dieses kleine, kleinste Schrittchen über die Grenze. Er liegt auf der nackten Erde, sie haben ihm einen Sack unter den Kopf geschoben, er bewegt sich noch ein wenig, die Füße scheinen etwas zu suchen, und sein gelbliches Gesicht hat einen angestregten, übermäßig aufmerksamen Ausdruck. Um den scharf eingestochenen Mund breitet sich ein Zug von Bitterkeit aus, von grausamer Verachtung. Und so liegt

der Mann da, streng in sich gekehrt, als ob er in diesen Augenblicken nur ja nichts falsch machen wollte. Als ob es gelte, nur ja ganz stillzuhalten, damit ihm der Tod keine unrechten Züge ins Gesicht zeichne. Die Nase hat er schon so übertrieben spitz herausgeholt, auch die Backenknochen sind präzise freigelegt, die Schläfen unbarmherzig konkav, die Augen versinken in den Höhlen ... Aber nein, die Augen sind noch da! Jetzt gehen sie auf, sie beleben sich noch einmal und treten hervor, mit einem Blick ganz wachen Entsetzens. Der Sterbende umfaßt uns Umstehende mit diesem Blick, und unsere Gegenwart gibt ihm keinen Trost, sie flößt ihm Grauen und Abscheu ein. Denn die da stehen, wollen ihm nicht helfen in seiner Not, sie drängen sich zu seinen Füßen, weil er gute Stiefel trägt, sie gebrauchen verstohlen ihre Ellenbogen, machen sich den Platz bei den Stiefeln streitig. Auch hat der Mann einen guten warmen langen Mantel, den glotzen sie gierig an. Und der fast schon Tote merkt, daß es nicht um ihn geht, sondern um seinen Mantel und seine Stiefel, er sieht alles.

Ein Pfarrer neigt sich zu ihm herab. Katholischer Divisionspfarrer im Majorsrang, aber man hat ihm die Uniform gegen ein paar Ziviletzen und einen alten Mannschaftsmantel eingetauscht. Er neigt sich zum Ohr des Sterbenden, flüstert ihm etwas zu. Nun muß der noch schärfer aufmerken. Sein Mund zieht sich zusammen, seine Lippen verschwinden, die Nase tritt immer spitzer heraus, der Totenschädel ist schon fast perfekt. Und dann, dann bewegen sich die Lippen des Mannes, und er sagt ein letztes Wort, sein Vermächtnis an die Lebenden. Er sagt: »Ihr Hunde!« Ganz langgezogen flüstert er das, fast liturgisch, er genießt den Fluch, er spricht ihn so, wie andere in ihrer Todesstunde einen Segen sprechen, ein »Behüt Gott!« für die arge, arme Welt, die sie verlassen.

Der Pfarrer steht auf, mit qualvoll verzogener Miene; anscheinend macht es ihm Mühe, sich wieder zu erheben. Ich kniee neben dem Sterbenden nieder (und komme mir so-

gleich sentimental und lächerlich vor), lege ihm die Hand auf die Stirn, rücke ihm die herabgerutschte Mütze wieder zurecht – wozu eigentlich? ... Und der Mann lebt noch immer. Wie lange dauert das nur, bis ein Mensch ausgezappelt hat? Immer noch regt er die Beine, als wolle er mit seinen guten Stiefeln weggehen, die Stiefel in Sicherheit bringen, und: mein Gott im Himmel! jetzt hat der erste schon die Hände an den Stiefeln, da ziehen sie schon zu zweit dran! ... Ich stehe wieder auf, dränge die Leute fort, so viel Kraft habe ich auch nicht mehr. Und sie sehen mich an, sie begreifen nicht, sie sind fast genau so entsetzt wie der Sterbende.

»Was wollen Sie denn? Der ist doch hinüber!«

»Nein, der ist noch nicht hinüber!«

Schaut nur genau hin! Der sieht alles, was ihr mit ihm macht, er hat seine Augen als Nachhut zurückgelassen.

Als ich mich von den Fledderern zurückwende, erkenne ich, daß der Mann am Boden tot ist. Mause tot.

Aber: da war doch vor wenigen Augenblicken noch etwas, das sich grämte, sich wehrte, sich entsetzte. Wo ist es? Soviel Gram, soviel Entsetzen geht doch nicht einfach in den Nebel! Oder sollten etwa die Männer, die dem Toten seine Schuhe nehmen und sich um seinen Mantel balgen, mehr Dasein haben als der Stillgewordene? Unmöglich. Nur ... wo ist er jetzt? Sieht er uns zu – in einer anderen, beständigeren Gestalt? Durchschaut er diese ganze Komödie unserer irdischen Inkarnation und geht kopfschüttelnd weiter? Lächelt er schon über seinen voreiligen Fluch?

## ZWEITER TEIL

11

### Dissonanz

Eines Tages betritt Busch unsere Baracke gerade in dem Augenblick, als draußen ein ungewöhnlich heftiger Sturzregen einsetzt. Es ist Mittagspause; alles liegt auf den Pritschen, müde und faul. Durch das offene Lukenfenster an der Decke ergießt es sich wie aus Eimern. Die Plennyjs schreien: »Fenster zu!« – doch bleibt es bei dem bloßen Gerufe, keiner weiß, wie ohne Leiter an die Luke heranzukommen ist. Busch ersteigt das oberste der vier Stockwerke von Schlafpritschen, prüft die Festigkeit der Bretter, auf denen er steht, faßt mit der linken Hand die Holzsäule, die die Pritschenbretter trägt, und lehnt sich so weit in den freien Raum vor, daß er das Fenster mit der rechten Hand erreicht. Als einige ihn von hinten festhalten wollen, um ihn vor dem Absturz zu sichern, befiehlt er: »Nicht festhalten!« Es sieht gefährlich aus, wie der riesige Mann da fast waagrecht über dem leeren Raum hängt – in einer Höhe von immerhin acht oder neun Metern; die schwache Säule kann brechen, seine Hand kann abrutschen, alles mögliche kann passieren.

Nichts passiert. Der Major hangelt, nachdem er die Luke geschlossen hat, vorsichtig wieder zurück, lachend klopfte er sich die Hände ab.

»Mein altes Laster«, sagt er nachher zu mir. »Ich verlasse mich lieber auf mich selbst als auf andere. Hätte mich einer von hinten festgehalten, so wäre ich unsicher gewesen.« Zu jener Zeit wohnte Busch schon nicht mehr in meiner Baracke. Er war in die Lagerwäscherei gezogen, wo sie zu fünf Mann eine gemütliche Stube hatten; doch verbrachten wir einen Teil der freien Zeit miteinander. Seit seiner »Überstellung« in unser Lager vor jetzt nahezu einem halben Jahr hatten die Russen noch nicht ein einziges Mal mit dem

Major gesprochen. Sie forderten ihn nicht einmal auf, freiwillig an der ›Wiedergutmachung‹ zu arbeiten, wie sie es mit den anderen Stabsoffizieren getan hatten; im Gegenteil, des Majors Angebot, eines der großen Außenkommandos zu führen, wurde abgelehnt. (Ein schlechtes Zeichen.) Aber untätig bleiben konnte dieser Mann nicht. Nachdem wir die Übersetzung der technischen Broschüre abgeschlossen hatten, arbeitete er in der Lagertischlerei mit und suchte sich auch sonst nützlich zu machen; es war offensichtlich eine Qual für ihn, Mißstände zu sehen, ohne entscheidend eingreifen zu dürfen. Bei seiner besonderen Gabe, Menschen anzusprechen und zusammenzuführen, war er im Lager schnell bekanntgeworden. Er ging durch die Baracken, hörte sich die Klagen der Plennyjs an, ermutigte, gab Ratschläge, forderte und schalt auch, wo er persönliches Versagen und Müdigkeit fand. Überall schien er zugegen, ob gerufen oder nicht. Er hatte sich selbst beauftragt, dafür zu sorgen, daß die Landser nicht auf den Hund kamen; und diesen Anspruch nahm er wahr, ebenso brüderlich wie gewaltsam.

Was die Begegnung zwischen dem Major und mir – bei aller Sympathie – schmerzlich komplizierte, war der Umstand, daß Busch dem Phänomen des Nationalsozialismus noch immer erstaunlich naiv gegenüberstand und den verbrecherischen Charakter des Hitlerregimes einfach nicht durchschaut hatte.

»Du magst es mir glauben oder nicht: aber ich erfahre hier im Lager zum ersten Mal, was mit den Juden geschehen ist. Natürlich habe ich davon gehört, daß sie in den Osten transportiert wurden; na schön, dachte ich, warum nicht, man läßt sie eben arbeiten, so wie auch alle anderen jetzt über ihre Kraft arbeiten müssen. Aber Vernichtung ... Vergasung ... nein!«

»Und wenn es dir jemand gesagt hätte, vor einem Jahr, vor zwei Jahren, drei Jahren – hättest du es geglaubt?«

Der Major zögert mit der Antwort. Dann erwidert er schroff: »Natürlich nicht.«

»Weil du es nicht glauben wolltest!«

»Nein. Sondern weil ich dergleichen im deutschen Volk für unmöglich hielt. Ich hätte mir damit selbst den Boden unter den Füßen weggezogen.«

»Mag schon sein. Aber dann hättest du auch begriffen, daß der 20. Juli notwendig war ... unsere letzte Hoffnung ...!«

»Es fällt mir schwer, das anzuhören. Auch jetzt noch.«

Schweigen.

»Aber es geht um die Wahrheit!«

»Die Wahrheit ist: wenn ich damals von der Verschwörung erfahren hätte, so wäre mir nur die Wahl geblieben, entweder hinzugehen und euresgleichen vor den Volksgerichtshof zu bringen oder mir selbst eine Kugel in den Kopf zu schießen. Meinen Fahneneid jedenfalls hätte ich nicht gebrochen!«

»Deinen Fahneneid hattest du einem eidbrüchigen Massenmörder geschworen. Und sobald du erkennen mußtest, daß dein Gehorsam mißbraucht wurde, das Böse zu fördern —»

»Ich kann nicht zugeben, daß ich Böses getan habe, indem ich für mein Vaterland kämpfte!«

»Böses getan? Wer sagt das? ... Aber du hast das Böse, dem du dienstest, nicht erkannt. Darin liegt deine Schuld und unser aller Unglück. Du hast das unheimliche Vorzeichen nicht gesehen, das vor der Klammer stand und alles verdarb, was unter normalen Umständen gut und nobel und nützlich hätte sein können. Es ist keine Schande, das nachträglich zuzugeben.«

Der Major antwortet nicht. Er errötet ein wenig; es ist bewegend zu sehen, wie er die Demütigung annimmt. Aber ich muß wohl von allen guten Geistern verlassen sein; ich reiße die Wunde noch tiefer auf.

Ich sage: »Auch dein Stolz darauf, daß du bis zum letzten Augenblick gekämpft hast, ist problematisch.«

»Stolz? Ich bin dankbar dafür, daß ich deutsche Frauen vor den Russen retten konnte.«

»Gewiß. Wenn auch vielleicht nicht endgültig. Und du hast dabei viele deiner Männer geopfert.«

»Meine Verluste hielten sich in Grenzen. Und zwar gerade deswegen, weil wir bis zum Schluß gekämpft haben, wie es sich gehörte.«

»Verzeih! Du hast mir von dem Überläufer erzählt, den du getötet hast ... das gehörte sich auch so?«

Der Major schweigt eine Weile; sein Gesicht verdüstert sich.

»Das kann nur verstehen, wer in solchen Kämpfen damals selbst gestanden hat.«

Wir sitzen auf einem der Erdhügel, die dicht hinter dem Stacheldraht zum Ausheben von Fundamenten entstanden sind. Busch reißt zwei Hände voll Erde hoch, schleudert die Erde fort ...

»Wochen und Wochen und Wochen kämpfend auf dem Rückzug. Rechts und links quält sich das Elend der Zivilisten hin, und die Truppe ... oh, ich habe sie laufen und die Hände heben sehen: Offiziere und Mannschaften! Aber wenn sie alle weitergekämpft hätten wie wir ...! Zuletzt krallten wir uns einfach fest. In Schlesien. So nahe lagen wir den Russen gegenüber, daß wir schon in ihre Bereitstellungen feuern konnten. Feindliche Artillerie sucht uns. Panzer brechen ein, werden mit Panzerfäusten vernichtet. Ganz dicht lassen wir die Russen herankommen, schießen in genau festgelegter Reihenfolge: Sturmgeschütz, Panzerfaust, MG, Sturmgewehr. Und dann Gegenstoß mit den paar Männern ... Wir sehen die Haufen Toter drüben. Hören, wie die russischen Offiziere brüllen, um die Rotarmisten zum Angriff zusammenzubringen, kein Wunder, schließlich haben die den Sieg in der Tasche, wozu noch sterben wegen ein paar Verrückten auf der anderen Seite! Tag um Tag und Nacht um Nacht, kannst du dir das vorstellen? Wir sind todmüde, ausgesaugt bis auf die Knochen,

dreiviertel wahnsinnig, wollen trotzdem und jetzt erst recht nicht weiter zurück. Und da sehe ich dann ... sehe ich einen Mann das Gewehr wegwerfen und zu den Russen überlaufen. Einfach überlaufen! – Wie gesagt, das kann nur verstehen, wer in der gleichen Lage gewesen ist. Außerdem ... er hätte den Russen verraten, wie schwach wir waren.«

»Daß es mit euch nicht mehr weit her war, wußten sie wohl ohnehin.«

»Nicht in dieser besonderen Situation. Außerdem wären andere dem schlechten Beispiel gefolgt, wenn man sie nicht abschreckt.«

»Weil sie leben wollten.«

»Sie hatten zu kämpfen. Der Krieg war noch nicht aus.«

»Doch. Er war aus.«

»Das ... ist Ansichtssache. Schließlich bist du selbst ja auch Offizier gewesen und hast gekämpft bis zum Ende – oder nicht?«

»Ja. Ich bin Offizier gewesen. Auch nach dem 20. Juli noch. Ich habe mich verhalten, als handle es sich um einen gerechten Krieg. In Wirklichkeit war ich davon überzeugt, daß er böse sei.«

Pause.

»Wer konnte damals Gut und Böse wirklich unterscheiden?« sagt der Major gequält. »Und wenn wir mißbraucht wurden ... waren alle die blutig schweren Opfer deshalb weniger wert?«

»Wir wurden nicht nur einfach mißbraucht. Wir haben auch selbst Mißbrauch getrieben. Bei uns allen waren Lüge und Hochmut und Grausamkeit im Spiel.«

»Lüge? Bewußt habe ich nie gelogen. Ich habe bestimmte Befehle, die Lügen enthielten, meiner Truppe nicht vorgelesen. Hochmut? Das müßtest du mir näher erklären Und ... Grausamkeit? Ja. Sicher. Aber das Leben ist grausam. Der Krieg ist grausam. Meinst du, ich denke nicht auch manchmal an jenen Überläufer? O nein, nein – das ist gar nicht schön, wenn einer zu dir heraufstiert und leben will,

nichts als leben, um jeden Preis leben. Aber damals kam es mir so jämmerlich vor, leben zu wollen, während sie Deutschland plattwalzten, die Frauen schändeten. Ich habe die blutigen Schleifspuren gesehen, du nicht. Ich habe die Eisenkeile in ihren Schößen ... ach Gott! Ja, ich bin grausam gewesen, mir tut jetzt jeder leid, den ich umbringen mußte. Aber das war eben ...! Du hast nicht töten müssen, freu dich! Du hast dich nicht schuldig gemacht – – –!»

»Nicht schuldig gemacht? Leute meiner Art sind schuldiger als du. Weil wir gewußt haben und trotzdem Schritt für Schritt mitgegangen sind ... mit ein bißchen Protest zwar und allerlei inneren Vorbehalten, aber doch immer weiter ...! Trotz der Konzentrationslager, in denen unsere Freunde verschwanden. Trotz des Unrechts, das bis in die feinsten Verästelungen unseres Lebens hineinwucherte. Heimlich haben wir an unserer Arche gebastelt für die Zeit der Sintflut ...«

Der Major sieht mich nachdenklich fragend an. Zorn und Unmut sind einer tiefen Traurigkeit gewichen.

»Das Vaterland«, sagt er. »Glaub mir, wenn ich an Deutschland denke, dann ...« Er dreht sich eine Machorkazigarette, zündet sie an. Tief zieht er den Rauch in die Lunge ein; die beiden senkrechten Falten in seinen Wangen sind wie schlecht verheilte Narben. »Ich werde einfach nicht fertig damit«, fügt er bekümmert hinzu.

»Womit?«

Pause. Wieder ein paar Tiefe Züge aus der unförmigen Zigarette.

»Mit ... ja, womit? Ich frage mich immer wieder, ob nicht der schwarze Kern in dieser faulen Furcht die Sehnsucht unseres Volkes gewesen ist nach einer Ordnung, die ... das Leben des einzelnen ... zu einem Wert hätte machen können. Nach einer Ordnung, wie sie vielleicht das Heilige Römische Reich Deutscher Nation einmal ...«

»Nein! Verzeih. Der schwarze Kern in dieser faulen Frucht ist der egoistische Wunsch gewesen, die Last des Schicksals

abzuwerfen. Die fatale Neigung, zu sagen: Diesen da schlägt tot, der hat schuld!«

»Aber unser Volk hat doch seine Lasten getragen! Es hat gehungert, nicht nur nach Brot, auch nach Gerechtigkeit. Es hat sich zu der zweifelhaften Schuld bekannt, daß es den Ersten Weltkrieg angezettelt hätte. Sei doch gerecht! Hast du vergessen, wie es bei uns aussah, als Hitler kam?«

»Unsere Not war die Not der Welt, und sie mußte gemeinsam mit den anderen Völkern überwunden werden. Wir waren auf dem Wege dazu. Und alles Schlechte, Unzulängliche, das es natürlich auch gab, war nichts im Vergleich zu dem, was dann kam im Namen der sogenannten neuen Ordnung: Lüge, Mord, Heuchelei!«

Der Major hat schon bei meinen letzten Worten ungeduldig den Kopf geschüttelt. »Du verstehst mich nicht!«, ruft er mit einem Unterton von Verzweiflung aus. Und fährt dann fort, die Stimme gewaltsam herabdämpfend: »Ich leugne das alles ja gar nicht! ... Ich weiß heute, was es auf sich hatte mit ›Führer befehl!«, mit ›arteigen‹ und ›Herrenrasse‹. Ich muß dir ja glauben, daß scheußliche Verbrechen im Namen dieser Dogmen verübt worden sind – was bleibt mir anderes übrig? Dennoch ... dennoch frage ich mich, ob hinter diesen vielen Bösen nicht irgendwo ein Stück Gutes gesteckt hat ...«

»Und das wäre?«

Er sucht angestrengt nach Worten.

»Ich frage mich: war das, was wir in Deutschland erlebt haben, nicht auch der Protest gegen eine Welt, die sich mehr und mehr aus ihren naturgegebenen Bindungen reißt und ...?«

»Aber ich bitte dich, Fritz – gerade die Ideologie Hitlers hat doch den Menschen aus seinen letzten Wurzeln herausgerissen, hat ihn mit den ›naturgegebenen Bindungen‹ Schindluder treiben lassen. Unsere wirklichen Götter heißen ›Plan‹, ›Macht‹, ›Maschine‹, ›Wissenschaft‹ – ich sehe nicht

den geringsten Unterschied zu dem, was in der Sowjetunion oder in Amerika angebetet wird!«

Busch reckt sich im Sitzen auf; sein Trotz hat etwas Hilfluses.

»Und alle Tapferkeit«, sagt er, »aller Gehorsam, alle Gläubigkeit, aller Fleiß, alle Hingabe ... diese unsägliche Mühe und Anstrengung ...! Das alles siehst du nicht!«

»Doch. Aber genau das war das Schreckliche! Denn bei seinen guten Eigenschaften hat der böse Geist unser Volk gepackt. Gerade seine Tugenden hat er sich dienstbar gemacht.«

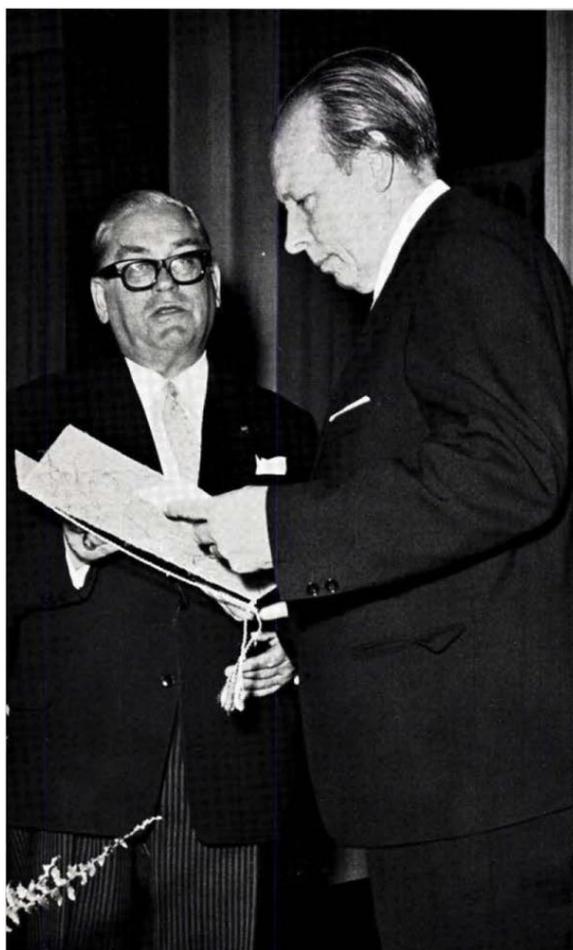
Der Major sieht mich an.

»Das ist ein Brocken,« sagt er langsam und bitter, »an dem ich lange zu würgen haben werde.«

Von unserem Erdhügel blickten wir über den Stacheldraht hinweg nach Westen. Dort hinten, weit in der Ferne, lag Deutschland.

Hätten wir unser Gespräch in der Heimat geführt, noch während des Krieges, es hätte wahrscheinlich Feindschaft zwischen uns beschworen als ein tödliches Verhängnis.

Und jetzt? Hier in unserer Erniedrigung? In der bitteren Fremde?



*Bei der Entgegennahme des Annette von Droste-Hülshoff-Literaturpreises 1967.*

## Was ein Mensch wert ist<sup>1</sup>

Es war im Sommer 1948, und wir Kriegsgefangenen in Sowjetrußland waren damals zu einer grauen Masse von Menschen zusammengeronnen, die nicht mehr allzu viel von sich selbst, geschweige denn einer vom anderen hielten. Vier Jahre lange war der Hunger unter uns umgegangen wie ein schwankender, elender, bösartiger Schatten. Es hatte uns eingeflüstert, dass wir uns nur ja nicht einbilden sollten, menschliches Leben sei mehr als Essen und Trinken; und wie die meisten müder und müder geworden waren, hatten sie den Einflüsterungen des versucherischen Schattens je länger desto mehr Glauben geschenkt. Neid, Gier, Sorge, Angst begleiteten uns auf Schritt und Tritt – ein geisterhafter Chor, der bei Tag und noch schrecklicher bei Nacht uns den ewig gleichen Kehrreim in die Ohren krächzte: Rette dich selbst, es gibt keine Treue. Rette dich selbst, es gibt keinen Gott, Rette dich selbst, rette dich selbst.

Und so suchte denn ein jeder, sich selbst zu retten. Nein, nicht jeder, das ist nicht wahr. Aber immerhin: sich selbst zu retten, und sei es »auf die Knochen des anderen«, das war die praktizierte Geheimreligion der vielen geworden. Der Götze RETTE DICH SELBST thronte mitten unter uns, gemästet von unseren Opfern, erhöht durch unsere Anbetung.

Im heißen Sommer bauten wir eine Rohrleitung vom Strom aus quer durch das ausgedörrte Land hinweg zu einem neuen Industriewerk, das irgendwo fernab in der Steppe aufwuchs. In einer dreißig Mann starken Arbeitsbrigade verrichteten wir unsere Arbeit unter Aufsicht eines russischen Meisters, des »Natschalnik«, und eines Militärpostens. Wir hoben Gräben von zwei Meter Tiefe aus, und

---

<sup>1</sup> Aus »Erzählungen und Betrachtungen« (1972).

in die Gräben versenkten wir mit Hilfe von Flaschenzügen zwanzig Meter lange Stahlrohre, die auf der Sohle des Grabens aneinandergeschweißt wurden. Die Flaschenzüge waren alt und schlecht imstande, man konnte – wie uns die Erfahrung gelehrt hatte – kein Zutrauen zu ihnen haben, noch weniger zu den Haltetauen; mehr als einmal hatte es sich zu unserem Schrecken ereignet, dass die schweren Stahlrohre mitsamt den Flaschenzügen, in denen sie hingen, einfach hinabstürzten. Größte Vorsicht im Umgang mit dieser unberechenbaren und tückischen Maschinerie war deshalb geboten, denn auch auf der Arbeitsstelle galt natürlich das Dogma unserer Geheimreligion – und hier nicht einmal zu Unrecht: Rette dich selbst!

Eines Tages – schwerlich werde ich diesen Tag jemals vergessen – ließen wir wie gewöhnlich eines der Stahlrohre in den Graben hinab, und es zeigte sich, daß die Sohle an einer Stelle nicht tief genug ausgehoben war. Das neue Rohr lag mit den schon herabgelassenen nicht auf gleicher Höhe.

Der russische Meister befahl ärgerlich, daß das Rohr alsbald wieder hochgezogen werde und daß einige von uns in den Graben hinabstiegen, um unter dem in den Haltetauen schwebenden Rohr die Sohle einzuebnen. Dies hätte bedeutet, sich in unmittelbare Lebensgefahr zu begeben; kein Wunder daher, daß der Befehl des Natschalnik durch ein empörtes Murren auf unserer Seite beantwortet wurde.

Der deutsche Ingenieur unserer Arbeitsgruppe, ein Fachmann im Tiefbau, machte den Russen auf die Gefährlichkeit seines Vorhabens aufmerksam und schlug vor, das Rohr nochmals aus den Tauen zu lösen und es neben dem Graben auf die Erde niederzulassen, bis die Sohle auf die richtige Tiefe gebracht sei. Dies wäre in der Tat das Richtige und Vernünftige in diesem Falle gewesen, zumal wir auch keine Bohlen hatten, um das Rohr vor dem Absturz zu sichern; jedoch der Natschalnik, einzig darauf bedacht, seine Tagesnorm zu erfüllen, lehnte den Vorschlag ab und

wiederholte seinen Befehl, jetzt schon heftiger und nicht ohne eine versteckte Drohung mit Meldung beim NKWD wegen Sabotage auf dem Arbeitsplatz.

Alle starrten wir auf den Brigadier, den Arbeitsführer unseres kleinen Kommandos. Er war ein Mann, der die Befehle des Natschalniks an uns weitergegeben hatte und der für ihre Durchführung verantwortlich war. Bei ihm lag die Entscheidung darüber, ob einige von uns gezwungen werden sollten, um der Leistungsprämie des Natschalnik willen ihr Leben zu wagen oder nicht.

Unser Brigadier war nicht allzu beliebt bei uns. Er sah törricht und kläglich aus, wie er jetzt dort vor dem wütenden Russen stand. Die Drohung, die der Meister soeben ausgesprochen hatte, war ihm in die Glieder gefahren. NKWD! Niemand von uns wußte, welche russischen Wörter durch diese vier Anfangsbuchstaben bezeichnet sein sollten, aber wir brauchten das künstliche, gespenstische Wortgebilde nur nennen zu hören, und schon war jedem von uns, als kröche eine riesige giftige Spinne langsam, aber in grausamer Genauigkeit auf ihn selbst zu. Kreidebleich war unser Brigadier geworden. Sein dickes Gesicht verzog sich zu einem weinerlichen Ausdruck. Jeder von uns wußte, daß der gute Mann nicht von ungefähr seine aufgeschwemmten Backen hatte; er war einer der wenigen, die bei uns Geld verdienten, und er verdiente es, indem er uns zur Arbeit antrieb. Er machte Geschäfte mit den deutschen Köchen und mit den russischen Zivilisten; aber bei all dem war er nicht eigentlich schlecht, nicht schlechter jedenfalls als andere Kommandoführer auch, wenn man einräumte, daß es die verfluchte Pflicht jedes Kriegsgefangenen war, den eigenen Bauch zuerst zu füllen. Gelegentlich kam sogar eine etwas schwammige Gutmütigkeit zum Vorschein; und wenn man seinen Erzählungen glauben durfte, war er ein brauchbarer Korporal im Fronteinsatz gewesen, dazu ein braver Ernährer seiner jungen Frau und eines Töchterchens.

Alles in allem jedoch hatten wir den Eindruck, daß unser Brigadier, um sich selbst durchzubringen, ja um auch nur satt zu werden, immerhin zu diesem oder jenem bereit gewesen wäre. Auch ich persönlich schätzte ihn so ein. Ich sagte es ihm zwar nicht, ich nahm ihn wie er war, aber wenn ich ihn sah, wie er zwei Kameraden anschrillte, um den Russen nicht zu mißfallen, wenn ich ihn Zoten erzählen und selbst am lautesten belachen hörte oder wenn er, das Kochgeschirr unter den Arm geklemmt, um die Küchenbaracke schlich, so hatte ich mich schon manchmal mit einer leisen Geringschätzung gefragt: Was ist so ein Mensch eigentlich wert?

Dieser Mann, der sonst so gut Freund mit den Russen war, stand jetzt jedoch in einer offensichtlichen inneren Not vor dem russischen Meister. Er hatte schmale, feuchte Augen bekommen, während er hilflos zu uns, seinen Kameraden, herübersah. Er schluckte, schüttelte den Kopf, fuhr sich mit der Faust törich über die häßlichen Bartstoppeln, blickte wieder zu uns herüber ...

Vielleicht dachte auch er in diesem Augenblick darüber nach, was wir eigentlich noch wert seien, die wir da, zerlumpte, schattenhafte Fragmente unserer selbst, auf seine Entscheidung warteten. Zu jener Zeit waren wir fast alle von einer scheußlichen Trockenflechte geplagt; unsere Gesichter sahen zerfressen und entstellt aus. Unsere Gespräche drehten sich in ewiger jammervoller Wiederholung einzig um die täglichen Bedürfnisse. Der Hunger saugte uns die Gedanken bis aufs Mark aus. Nein, man konnte schon traurig werden, wenn man uns so im Haufen beieinander sah.

Als der Natschalnik bei unserem Brigadier auf solch unerwarteten Widerstand stieß, wandte er sich an dessen Stellvertreter, einen noch sehr jungen Kriegsgefangenen aus Ostpreußen, der als Sechzehnjähriger seinerzeit in den Krieg gezogen war und inzwischen erfahren hatte, daß sowohl seine Eltern als auch seine beiden jüngeren Ge-

schwister auf der Flucht vor der Roten Armee umgekommen waren. Diesen Jungen hätte man gern haben können, wenn er nicht so völlig verwildert gewesen wäre. Da er sich als halbes Kind in die Notwendigkeit versetzt gesehen hatte, entweder um sich zu schlagen oder aber unterzugehen, hatte er eben um sich geschlagen und war auf diese Weise am Leben geblieben. Brutal und jähzornig bei großer Körperkraft, wußte er sich rücksichtslos durchzusetzen. Er droste auf die ihm zumeist körperlich unterlegenen Kameraden ein, wenn sie ihm nicht gehorchten; aber er rannte auch gegen Stärkere und selbst gegen Vorgesetzte an, sobald ihm etwas gegen den Strich ging. Dieser hübsche blonde Junge war gewiß nicht böse, er war ein Opfer der schrecklichen Unordnung unserer Zeit. Besonders häufig hörte man ihn sagen, daß die Alten weit schlimmer seien als die Jungen, wo es um das volle Kochgeschirr ginge. Er war einer der ganz wenigen, die nichts von einer Weihnachtsfeier im Lager wissen wollten.

Als nun Kalli – so nannten wir den Ostpreußen – von dem erregten Natschalnik den Befehl erhielt, einige seiner Kameraden unter das schwebende Rohr zu schicken, verfärbte sich sein Gesicht dunkelrot vor Zorn. Er stampfte mit dem Fuß auf und schrie: »Verrückt müßt' ich sein! Holt euch den Dreck selber heraus!«

Der russische Meister, den der Widerstand der beiden Deutschen aufrichtig empörte – Welch ein Getue um ein bisschen Lebensgefahr, und warum sollten denn gerade jetzt die Taue reißen, zum Teufel! – der russische Meister also packte die Widerspenstigen einen nach dem anderen bei ihren schmutzigen Drillichröcken, schüttelte sie, brüllte unter gräßlichen Flüchen auf sie ein. Auch der Posten lief herbei; und als ihm auseinandergesetzt worden war, worum es ging, schloß er sich, mit dem Gewehrkolben fuchtelnd, der Drohung des Meisters an. Er werde, schrie er, die beiden Saboteure sofort verhaften und wegen Behinderung der Arbeit auf der Baustelle zum NKWD bringen. Und nun

also zum letzten Mal: Ob sie den Befehl geben würden, daß die Sohle unter dem Rohr eingeebnet werde oder nicht?

Die Angst schrie unserem Brigadier aus den Augen. Aber er schüttelte auch trotzdem weiterhin den Kopf zu den Drohungen der beiden Russen, und als diese ihre letzte fürchterliche Warnung ausgestoßen hatten, als der Meister unseren Mann von sich gestoßen hatte, bebend vor Wut, offensichtlich zu allem Möglichen gefährlich entschlossen, da murmelte der so schrecklich Bedrohte immer noch mit zuckenden Lippen: »Das kann man nicht machen, das kann man nicht machen.«

Und neben ihm stand der hübsche, blonde, zornige Junge mit verbissenem Gesicht. Er wagte keine Widerrede mehr, aber sein Blick sagte alles.

Wir übrigen hielten den Atem an.

Rette dich selbst. RETTE DICH SELBST! Du darfst nur noch eine Sorge haben, lieber Kamerad: Daß dein eigenes Kochgeschirr voll wird. Das Leben ist Essen und Trinken. Auf einmal aber, auf einmal war das Leben nicht mehr Essen und Trinken. Nicht mehr: RETTE DICH SELBST! Denn der dicke, kreidebleiche Unteroffizier aus Mecklenburg hätte sich doch retten können, wenn er den Befehl des Russen weitergegeben hätte – wütend vielleicht, ärgerlich, achselzuckend: Tut mir leid, aber ich bin auch nur ein kleiner Kriegsgefangener, ich muß gehorchen. Nein, er gehorchte dem Befehl nicht. Er gehorchte einem Etwas in ihm selber, an dessen Vorhandensein wir alle kaum mehr geglaubt hatten, besonders nicht bei diesem vollgefressenen Kerl da. Wir standen und starrten.

Jetzt aber kam der russische Meister mit ein paar Schritten zu uns heran, packte einen, zwei, drei, vier Männer bei der Brust und stieß sie auf den Graben zu.

»Da hinunter! Marsch!«

Wir verstanden recht gut. Soviel Russisch sprachen wir zu der Zeit ja schon alle. Doch dann geschah das zweite Wunder. Unser Brigadier winkte die Männer zurück, trat vor

den Russen hin und sagte: »Lassen Sie die Leute in Frieden, Meister. Ich gehe selbst in den Graben.«  
Und als er das sagte, hatte er ein anderes Gesicht als sonst. Ein festeres, besseres Gesicht. (...) Und schon stieß auch der junge wilde Ostpreuße mit sich überschlagender Stimme hervor: »Ich auch. Ich geh auch in den Graben.«  
Der russische Meister griff sich verduzt in die Rocktasche, holte eine Handvoll Sonnenblumenkerne hervor und begann zu kauen und zu spucken. Die beiden Männer stürzten sich in den Graben wie in den Tod. Wir aber standen neben dem schwebenden Rohr, unter dem sie verschwunden waren. Wir sahen nach den Haltetauen, nach den Flaschenzügen, die bieder und fest dastanden. Von unten hörte man jetzt die Geräusche des Arbeitens. Die beiden unter dem Rohr sagten etwas zueinander, wir hörten es nur als ein hastiges Gemurmel. Sie wagten wohl nicht, laut zu sprechen, während der Tod über ihnen hing. In diesen Minuten aber – denn es handelte sich nur um Minuten – verwandelte sich etwas in uns allen. Wir hatten auf einmal wieder einen Nächsten, um dessen Leben wir bangten. Der böse Götze RETTE DICH SELBST war umgestoßen worden durch zwei Menschen, die bisher selbst zu seinen eifrigsten Anbetern gehört hatten. Und indem dies geschah, waren wir auf einmal erlöst von der schrecklichen Einsamkeit der Selbstbewahrung, des Neides, des Mißtrauens, des Hasses. Wir waren Brüder, Gefährten in unserem Leid, inmitten einer öden, feindlichen Fremde. Wir gehörten wieder zusammen, wie richtige gute Menschen zusammengehören dürfen. Zwei der unsrigen achteten da soeben ihr Leben gering für uns, soviel waren wir also noch wert. Denn jeden Augenblick konnte das Furchtbare geschehen. Jedes Wort, das sie da unten sprachen, konnte ihr letztes sein. Und wir standen, verkrampften uns im zitternden Hinstarren und Hinhören, während der russische Meister aufgeregt seine Sonnenblumenkerne kaute und der Posten, das Gewehr am Riemen schlenkernd, ins Leere grinste.

Was jetzt noch zu erzählen ist, mag vielleicht wie ausgedacht klingen. Aber es ist nicht ausgedacht. Es ist vom Leben selbst diktiert. Kaum nämlich waren die beiden Männer mit dankbar aufleuchtenden Gesichtern am freien Ende des Rohrs wieder aufgetaucht, noch hatten sie nicht Zeit gehabt, ein einziges Wort zu sprechen oder auch nur sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, da stürzte – genau wie wir es befürchtet hatten – mit entsetzlicher Gewalt das Rohr in die Tiefe des Grabens hinab. Die Flaschenzüge waren einfach zu schwach, das schwere Gewicht so lange zu halten, sie stürzten mit. Und dies alles vollzog sich so gräßlich schnell und gleichsam beiläufig, daß nicht einmal ein Schrei, ein Ruf des Erstaunens oder Schreckens laut wurde. Immer noch standen die beiden Männer, die ihr Leben für uns eingesetzt hatten, drunten an die Grabenwand gelehnt. Sie brachten kein Wort hervor. Sie wischten sich nur die Stirn und lächelten töricht, als endlich einer von uns zu ihnen herabrief: »Mensch, eine Minute früher! Eine Minute früher!«

Später bemerkte einer, die beiden würden wohl Plattfüße bekommen haben, wären sie noch eine Minute früher unter dem Rohr gewesen. Und wir lachten, wir lachten lange und laut, wann hatten wir eigentlich zum letzten Mal so gelacht? Sonst wurde weiter nicht viel über die Sache gesprochen. Erst auf dem Heimweg und später dann im Lager kam die Rede wieder auf die beiden braven Kameraden. Sie lobten sich wohl auch selbst ein wenig: Wie sie da dem Russen gezeigt hätten, was ein Kerl ist. Ein *Kerl*, versteht ihr, so einer, der den Teufel nicht fürchtet ...!

## Aus »Das Versteck«

Bebra. Blaugefroren und kaum imstande, sich zu bewegen – so fand ein Polizist kurz vor Jahresende den Waldmensch Engelbeert Lohmeier im Gebüsch nahe einem Bauernhof in Groß-Nentersloh (Kreis Bebra). Ein Funkstreifenwagen der Bebraer Polizei brachte den schwarzen Mann ... zurück ins Bebraer Krankenhaus, das er vor drei Wochen nach neunmonatigem Aufenthalt bei Nacht und Nebel verlassen hatte.

Damit ist der Schlußstrich unter ein neues Lebenskapitel des Einundsechzigjährigen, eines der seltsamsten Zeitgenossen, gezogen. Es scheint, als habe ihn die Waldeinsamkeit, die ihn 41 Jahre lang umfing, zurückgestoßen, nachdem er sie einmal aufgegeben hatte. Fest steht jedenfalls, dass Engelbert Lohmeier mit den Unbilden des Winters, die ihm jahrzehntelang nichts ausmachten, nun nicht mehr fertig geworden ist.

Als vor drei Wochen morgens sein Zimmer im Bebraer Kreiskrankenhaus leerstand, schüttelten alle, die ihn kannten, den Kopf: wie konnte dieser naturverbundene Mann mit dem langen schwarzen Bart ausgerechnet den Winter zur Rückkehr in die Wälder wählen? Gewiß, er hatte Vorsorge getroffen und wieder wie damals mehrere Pullover, Hosen und Jacken übereinander angezogen. Aber als ihn jetzt die Polizisten in ihren Wagen setzten, wehrte er sich nicht. Ja, es schien ihnen, als glitte ein dankbares Lächeln über seine Züge, als er sein Bebraer Asyl wiedersah. Nun umgibt ihn wieder die gleiche Fürsorge wie an jenem kalten Februartag, als er mit lebensbedrohenden Brandwunden eingeliefert wurde. Damals hatte Engelbert Lohmeier sich nachts auf einem Bauernhof am Feuer eines Viehkessels aufwärmen wollen. Aber er kam dem Feuer zu nahe, und die Flammen setzten seine Kleiderlumpen in Brand. Wochenlang lag der Waldläufer in weißem Linnen. Als er schließlich wieder geheilt war, nahm er das Angebot der

Schwestern an, bei ihnen zu bleiben und in Haus und Hof Hilfsarbeiten zu verrichten.

Warum er dann doch gegangen ist – niemand dürfte es ergründen. Engelbert selbst schweigt sich darüber aus, wie er immer geschwiegen hat. Mitunter meinen die Schwestern des Krankenhauses, vielleicht habe ihn ihre Fürsorge zu sehr beschämt, weil er glaubte, sich nicht genug revanchieren zu können. Das ist überhaupt das Kennzeichen des »Schwarzen Mannes«; er hat nie etwas angenommen, ohne eine Gegenleistung zu verrichten. Wenn die Bauern von Groß-Nentersloh über Nacht ihr Holz gehackt oder ihre Runkelrüben aufgestapelt vorfanden, dann wußten sie, wer hier Heinzelmännchen gespielt hatte, und sie wußten auch, warum. Aber auch jetzt, während seiner dreiwöchigen »Freiheit«, haben die Bauern »ihren« Engelbert nicht hungern lassen. Davon zeugten zahlreiche Butterbrote, ein Stück Schinken und andere Lebensmittel, die man in seinen Taschen fand. Übrigens: der Waldmensch Engelbert Lohmeier hat jetzt im Bebraer Kreiskrankenhaus einen anderen, kälteren Raum bekommen, da die Schwestern meinen, sein bisheriges Zimmer sei ihm zu stark beheizt gewesen. [...]

Also denn: fangen wir an mit dem Erfinden der Geschichte. Oder besser: mit dem Finden dessen, was sich seinerzeit da abgespielt haben könnte. Denn einiges liegt ja faktisch vor, ist bekannt und bezeugt. Auch im Jahre 1918 hat das Haus hier gestanden, damals noch unterteilt in Wohnteil, Stall und Scheune, alles ziemlich klein; auch die Landwirtschaft bescheiden mit einem Pferd und zwei Kühen vielleicht, mühsam zu bewirtschaften die Wiesen und der Acker am Hang. Zwei Schweine zum Schlachten, Hühner und Gänse natürlich, ein krähender Hahn. Und die Bewohner? So viel weiß der Herr Mackedanz noch (»aber ich war ja noch'n Kind, war ich ja noch!«): Vater, Mutter, Tochter und zwei Söhne. Der ältere, eben dieser Engelbert, knapp zwanzig,

steht seit zwei Jahren im Feld, im Westen; der jüngere, Friedrich, hilft mit seinen sechzehn Jahren Mutter und Schwester in der Wirtschaft. Wie alt die Schwester? »Na, die war noch jünger als der Friedrich, war die noch. Vielleicht gerad' so alt wie das kleine Fräulein hier – was sag ich, wie das große Fräulein hier mit seinem Lockenkopf, also zwölf, dreizehn, kann sein auch schon vierzehn. Und der Vater Lohmeier, der bewacht als Landwehrmann Gefangene irgendwo im Osten. Ja ... und im Sommer '18, also da kommt der Bub, der Engelbert, nach einer Verwundung zum Genesungsurlaub heim. Als er wieder fort muß, zurück an die Front, da sagt er zur Mutter: »Ich hab Angst, ich geh nicht zurück.« Na, die Mutter redet ihm gut zu: »Das kannst doch nit machen, Bub, wenn nu alle so wollten reden ich geh nimmer an die Front, geh nit mehr zurück, was denkst dir denn, Kind?« Aber der Engelbert sagt: »Nein, Mutter, wenn die Franzose wieder komme mit Handgranaten und Flammenwerfern und Bajonetten. Oder wenn ich selber 'naus muß zum Angriff, ich hab so Angst!« »Was war das denn für ein Junge?«, fragte mein Sohn. »Haben Sie ihn noch gekannt, Herr Mackedanz?« »Gekannt? Ich? War ja noch klein, wie das passiert is. Waren aber ordentliche Leut', die Lohmeiers, haben abseits gelebt hier am Hang, und das Dorf, das is drüben hinterm Berg, wisse Sie ja selber. Also was der Vater is gewese, der war wohl so einer, der nit viel sprach. Is bei Kriegsende umkomme, aber nit gefalle, an der Gripp gestorbe, mein' ich. Na, und die Mutter, also wenn die is aufs Feld gange mit der Hacke, da hat sie unnerwegs schon das Heu gewendet mit die bloße Händ, nur Arbeit und Sorgen für Mensch und Vieh, sonst kannte die nix. Ja, ... also der Engelbert, der soll ganz auf'n Vater 'nauskomme sein, schweigsam und nach innen. Fast bissel ängstlich und schüchtern, hat auch am Vater gehange, und wie der weg war – na, ich weiß auch nit, aber muß wohl doch nit ganz

normal gewese sein, wenn er sich so im Wald verkroche hat, oder?»

»Und die Mutter Lohmeier, hat sie ihn wirklich zurückgeschickt an die Front?»

»Hab ich so gehört, ja. Hat ihm die Tränen abgewischt, wein doch nit, dummer Bub, bist groß und stark, wirst doch nit von der Fahne gehen, wo dein Vaterland ruft, hat gebettelt und gemahnt und so weiter und so fort. Und er ist dann auch losgemacht mit lauter gute Sachen im Tornister, was es eigentlich gar nicht mehr gab damals, Brot und Speck, und was noch alles sonst, hat sich in Bebra innen Zug gesetzt, und ab. Jaa ... Aber wo er nit ankommen is, das war seine Truppe an der Front. Da kam er einfach nit an, und die haben hier bei der Mutter angefragt: Wo is er denn, dein Sohn, habe die wisse wolle. »Mein Sohn ist abgefahren«, sagt die Mutter, »wie sich's gehört, an dem und dem Tag, der und der hat gesehen, wie er in Bebra is innen Zug eingestiege.« »Gut. Abgefahre, sage Sie, Frau Lohmeier. Aber wo is er denn hänge gebliwwe? Hat er'n Unfall gehabt, is er umgebracht worden, oder was sonst, habe Sie nix gehört von ihm?« »Kein Sterbenswörtchen von irgendwoher«, sagt die Mutter. »Wird ihm doch nix zugestoße sein, dem Bub?« Ja. Und waren natürlich auch im Dorf, die Gendarmen, haben nach dem Engelbert gefragt und rumg'sucht, aber der Kerl war weg und blieb weg, so gingen die Wochen hin, die letzten Wochen vom Krieg, nix hat man gehört. Das heißt« – und Herr Mackedanz lacht, die blauen Augen treten ihm wie Murmeln aus dem Kopf – »das heißt, später, jaa ... als der Krieg alle war, da hat man natürlich gleich dies und jenes gemunkelt. Denn die Mutter Lohmeier hat nit die ganz' Wahrheit gesagt zur Obrigkeit, solange noch Krieg war, kann man ja verstehe, oder? Denn der Jung is aus'm Zug ausgestiege bei Dunkelheit und hat sich innen Wald gemacht, hat sich der. Und ist im Wald gebliwwe.« [...]

Soweit Herr Mackedanz. Als er gegangen war, fragte mich mein Sohn: »Glaubst du, daß es sich so zugetragen hat, Altvater?«

»Schon möglich«, antwortete ich. »Allerdings – das Verhalten der Mutter könnte ich mir auch anders denken.«

»Nämlich wie?«

»Laß uns überlegen. Nach der Schilderung von Mackedanz war das eine Frau, die nur das harte Muß der Arbeit kannte. Ich stelle sie mir hager und klein vor, mit ernsten, ja bitterernsten Zügen. Mit ihr verglichen, war der Vater Lohmeier eher weich, er hat sich ihr gebeugt, die Frau war es, die Hof und Familie zusammenhielt. Bei aller Herbheit wird sie ihre Kinder geliebt haben, auf ihre Art, ganz abgesehen davon, daß sie gedacht haben wird: Ist es nicht genug, wenn sie mir den Mann nehmen? Und der Bub, der Engelbert – seh' ich denn nicht, wie sie den geschunden haben, daß er hier vor seiner Mutter steht und weint und will nicht mehr zurück? Denn dieser Engelbert wird wohl eher wie sein Vater gewesen sein, das sagt ja auch Mackedanz, ein braver, weicher, stiller Junge, nicht zum Soldaten geeignet, auch wenn er körperlich groß und stark war. Nun also, was ergibt sich aus alledem?«

»Du meinst, daß die Mutter ihm nicht gesagt hat: Engelbert, du gehst zurück, das ist deine Pflicht – und so weiter?«

»Sie hat sein Elend angesehen und hat gesagt: »Paß auf, Engelbert, paß genau auf: Du bleibst hier!«

»Was!«, wird er geantwortet haben, fassungslos. »Hier bleiben? Aber sie holen mich doch ab, Mutter, sie holen mich doch ab und schießen mich tot.

»Nit hier im Haus bleibst, nit hier Engelbert. Du versteckst dich im Wald. Der Krieg ist sowieso fast alle, und im Wald finden sie dich nit so schnell. Hast verstanden?«

Er sieht die Mutter an, furchtbar erschrocken wahrscheinlich, denn was die Mutter da sagt, ist ungeheuerlich.«

Darauf Kätchen, mit geweiteten Augen vor Aufregung:  
»Aber Großvater, der – der Engelbert hat doch selber gesagt, er will nicht mehr zurück in den Krieg?«  
»Gesagt. Ja, mein Kind. Aber natürlich hat er gemeint, daß er trotzdem wieder hinaus muß an die Front. Das hat er sich überhaupt nicht vorstellen können, daß irgend jemand etwas tun könnte, was ihm die Angst fortnimmt.«  
»Die Angst ... hat seine Mutter ihm denn die Angst nehmen können?«, fragt Micha.  
»Nur die Angst vor dem Schützengraben hat sie ihm nehmen können, aber natürlich nicht die Angst schlechthin. Die war und blieb riesengroß. Deshalb ist er ja nicht mehr aus dem Wald herausgekommen, auch als der Krieg zu Ende war. Aber zunächst mal gehorcht er der Mutter. Sie sagt: »Du steigst in Bebra in den Zug ein, abends, und auf der ersten Station steigst wieder aus und gehst zurück.«  
»Zurück? Wohin?«, fragen Vater und Tochter gleichzeitig.  
»Zurück hierher in unseren Kottenwald.« »Du hast für eine Woche zu essen«, sagte die Mutter. »Du hast einen Mantel, eine Decke und Brot und Butter und Speck, und du hast einen Spaten und ein Seitengewehr. Und du hast« – da stockt sie vielleicht ein bisschen – »du hast auch ein Gewehr.«  
»Soll er etwa auf Menschen schießen? Wenn sie ihn suchen kommen?«  
»Ja, ich denke, sie hat ihm wirklich befohlen, er soll schießen ... wenigstens in die Luft schießen, um die Leute zu vertreiben. So. Und jetzt stelle ich mir vor, wie er dann mit der Mutter aus dem Haus gegangen ist, und die Mutter hat ihn am Arm berührt, an der Schulter, hat ihn sogar geküßt, obwohl sie das sonst nie tut. Und danach hat er sich auch von den Geschwistern verabschiedet, wie wenn er wieder zur Front zurückfahren müsste, denn die Geschwister sollten nichts von der Fluchtgeschichte wissen. Ist nach Bebra marschiert, hat sich vielleicht von einem Nachbarn aus Groß-Nentersloh auf dem Wagen mitnehmen lassen, damit

alle nachher wußten: der Engelbert ist zurück an die Front. Ist in Bebra in den Zug eingestiegen, wie's schon dunkel war, und ist auf der ersten Station wieder ausgestiegen.«  
[...]

»Nun, ein paar Wochen später war der Krieg zu Ende. Da hatte er nichts mehr zu befürchten. Es gab keine militärische Instanz, die ihn als Deserteur verurteilen und womöglich erschießen konnte. Die Verhältnisse änderten sich, auf Ganze gesehen, doch grundstürzend.«

»Auch in dem abgelegenen Dorf bei Bebra in Hessen? War für die Menschen dort nicht der Kaiser selbst ein Deserteur? Hatten wir den Krieg wirklich verloren, oder hatte es da nur diesen infamen ›Dolchstoß in den Rücken der Front‹ gegeben, den Verrat der ›heimatlosen Gesellen‹ von der Linken? Jedenfalls war es für Engelbert nicht unproblematisch, nun einfach wieder in sein Elternhaus zurückzukehren und der Mutter bei der Arbeit zu helfen, als sei nichts geschehen. Denn irgendwie hatte sich die Geschichte von seiner Flucht natürlich herumgesprochen. Ob die Mutter den Geschwistern etwas davon gesagt hatte (bestimmt hatte sie das!) oder ob heimkehrende Kameraden etwas dergleichen vermuteten und ausstreuten – unser Engelbert war mit einem Makel behaftet, den er sehr deutlich empfand. Da gab es diese Nacht im November, als die Mutter ihn am weißen Stein traf. »Der Krieg ist alle, Engelbert. Kannst heimkommen.«

»So?«, sagt er und kann es nicht fassen. »Haben wir gewonnen?« »Nein. Verloren. Und der Kaiser is weggemacht. Nach Holland.«

»Der Kaiser? Nach Holland? Warum denn?«

»Weil die ihn nit mehr haben wollen, die jetzt das Sagen haben, die Linken. Also komm heim. Friedrich und Liese wissen Bescheid.«

»Und – was werden sie zu mir sagen?«

»Gar nix. Sind froh, daß du wieder da bist.«

Aber ganz so froh werden die beiden Geschwister doch wohl nicht gewesen sein, als sie den bärtigen und schon etwas verwilderten Bruder wiedersehen. Vielleicht kommt gerade in dem Augenblick, als die fröhliche Begrüßung des Heimkehrers vor sich gehen soll, eine weitere Person hinzu; eine Freundin des jungen Friedrich vielleicht oder sogar der Gendarm, der Förster, der Postbote, irgendein Mann also mit quasi amtlichem Charakter. »Was denn!«, wird der Betreffende sagen, »da staun ich ja. Der Engelbert!« – »Ja, der Engelbert«, sagt die Frau Lohmeier.

»Na, und wieso? Ich mein, wie sieht der aus? In Zivil? Räuberzivil? Als wenn er ein paar Monate im Wald zugebracht hat!« Darauf antwortet die Mutter nichts. Aber vielleicht entfährt es der Schwester, der Liese: »Hat er doch auch!« Und da ist es denn passiert. Der Besucher macht »Aha!« oder »Oho!«, und das ist zugleich Verblüffung und Drohung.

»Der Krieg ist alle!« sagt die Frau in ihrer trockenen und barschen Art. »Geht keinen was an, wo der Engelbert herkommt.«

Und der Besucher fragt auch nichts weiter; aber er sieht den Engelbert lange an, mit prüfend, halbgeschlossenen Augen, in denen Mißtrauen und Verachtung ist, vielleicht sogar verhaltene Wut ... und dann dreht er sich um und verläßt das Hause ohne Gruß.

»Und der Engelbert?«

»Ja, der Engelbert. Ich glaube, der ist doch sehr bedrückt. Der fühlt sich jetzt erst wirklich als Deserteur, jetzt, da der Krieg aus und verloren ist. In seiner schlichten Seele gibt es so etwas wie die Gleichung: Krieg verloren, weil ich desertiert bin. Und so sagt er: »Ich bleib nit hier, Mutter. Hier bei euch kann ich nimmer bleiben.«

»Dummheit!«, hierauf die Mutter. »Alles wird ganz anders jetzt. Steht in der Zeitung. Da frägt keiner mehr nach, wo du warst in den letzten Wochen.«

Aber er schüttelt den Kopf, ihm ist nicht wohl zumute. Meist bleibt er im Stall; nur zum Essen kommt er in die Küche, und nachts wälzt er sich unruhig in seinem Bett. Auch fragt er plötzlich: »Der Vater? Was tät der Vater dazu sagen?«

»Der Vater ist tot«, antwortet die Mutter. »Und drum mußt du jetzt dableiben und auf dem Hof arbeiten.«

Nein, der Engelbert hat kein Zuhause mehr auf dem Anwesen am Hang. Das Schlimmste aber: eines Abends hören die Lohmeiers Stimmen vor dem Haus, Schritte von Stiefeln, ein Scharren und Trappeln ... Engelbert befindet sich im Stall, und als die Frau das Gescharre und Gemurmeln draußen hört, sagt sie zu Friedrich, ihrem jüngeren Sohn: »Geh innen Stall und sag dem Engelbert, er soll weg!«

»Weg? Wohin?« fragt Friedrich.

»Weg!, naus aus'm Stall, hörst nit!«

Der jüngere Sohn gehorcht und als die Frau auf das immer lauter werdende Stimmengewirr und dann auch auf das Pochen an der Tür hin fragt: »Wer is'n da?« hört sie das zornige Rufen draußen: »Der Engelbert! Is der Engelbert hier?«

»Nein. Nit hier«, sagt die Frau.

»Aufmachen!« rufen sie von draußen und donnern mit den Fäusten gegen die Haustür. Die Frau öffnet und blickt den Hereindrängenden, einem guten Dutzend junger Männer aus Groß-Nentersloh, ruhig entgegen. »Was wollt ihr vom Engelbert?«

Sie schreien: »Wo er gewesen is in letzter Zeit, wollen wir'n fragen! Aber wir wissen es schon! Hat sich verkrochen und wir haben draußen die Rüb ›hinhalte‹ müsse, wo ist er, der Lump?«

»Geht euch nix an«, sagt die Frau. »Der Krieg is alle.«

»Ja. Aus is er, und verloren. Komm, mach Platz, Alte!«



*Mittlerer Lebensabschnitt.*

## Aus »Die Fischer von Lissau«

### 1

»Ihr, meine gelben Haare,  
Was flattert ihr so im Winde?  
Und du, mein sinnend Herze,  
Sag, wohin drehn wir das Schifflin?«

Als Wilhelm Perbandt eben fünfzehn Jahre alt geworden war, ertranken in einer kalten Aprilmacht seine beiden Brüder Fritz und Heinrich samt dem Vater im Frischen Haff. Sie waren das weite Stück von Lissau bei Königsberg bis hinauf zur Elbinger Bucht gefahren, wo sie um diese Zeit auf dem klaren Grund den Kaulbarsch fingen; und auf dem Rückweg gerieten sie in den Sturm. Da es stockfinster war und weil sie allein fuhren, bemerkte niemand das Unglück. Der Müller von Passarge hörte zwar ein Rufen auf dem Wasser, und er setzte sich nach einiger Zeit auf sein Pferd und ritt den Fluß hinauf ins Dorf zu den Fischern. Aber da der Müller schon oftmals von Stimmen und Bildern genarrt worden war, die nur aus ihm selber kamen, und da er die Männer schon deshalb früher ohne Not aus ihren Betten geholt hatte, so sagten sie auch jetzt: Ach, wer weiß, was du wieder gehört hast, wir lassen uns von dir nicht zum Narren machen! und fuhren nicht aus. Erst am nächsten Morgen fanden die Angler von Bahnau die gekenterte Sieke der Perbandts. Die Leichen der Ertrunkenen fanden sie nicht. Es war das Jahr 1899.

Aber in der achten Nacht nach dem Unglück erschien Oswald Perbandt, der Vater, im Traum seinem Nachbarn, dem alten Gey, als der auf dem Haff ankerte, und sagte: Bernhard, kommt jetzt gleich mit allen Booten und holt uns. Denn es ist der neunte Tag, und wenn ihr nur einen Tag länger wartet, dann hat uns der Strudel aufgeholt und

in die offene See getrieben. Aber kommt gleich, sonst seht ihr uns nie wieder.

Aber wo seid ihr denn, Oswald, wo sollen wir euch suchen? fragte der alte Gey im Traum.

Sucht uns bei dem großen Stein von Balga, wo ihr das Boot gefunden habt, etwas westlich davon, antwortete Perbandt. Mich werdet ihr gleich finden, auch meinen Heinrich. Nach dem dritten werdet ihr lange suchen müssen, aber laßt nicht nach.

Der alte Gey versprach ihm im Traum, daß alles nach seinem Verlangen geschehen solle. Er fuhr noch in der gleichen Nacht nach Lissau zurück, und den nächsten Morgen schon segelten sie mit gutem Wind nach den Balgaer Steinen, fast alle Fischer von der Bucht unten, so daß es an die zehn Boote waren. Sie hatten an die kräftigsten Angelleinen starke Haken geknüpft; nun banden sie die Leinen aneinander und beschwerten sie an vielen Stellen mit Steinen. Am Nachmittag, da sie angelangt waren, ließen sie die Angeln in einer Breite von mehr als zweihundert Metern herab und schleiften die schweren eisernen Haken über den Grund, daß sie die Toten bei den Kleidern greifen sollten. Den Vater der Perbandts fischten sie schon beim dritten Zug. Sie hoben ihn in das Boot des alten Gey; er war noch nicht entstellt, denn solange die Toten unter Wasser liegen, bleiben sie, wie sie im Leben waren. Erst die Luft macht sie blau und stinkend. Nicht lange danach fanden sie auch Heinrich, den ältesten Sohn, der im Leben schön und stark gewesen war, aller Mädchen Freund, ob er gleich selbst nicht mit ihnen lachte und fröhlich war. Ihm war im Leben jede Frage zuviel gewesen; er sah auch im Tode aus, als wolle er nichts mehr gefragt werden.

Aber Fritz, den zweiten, suchten sie bis zur Dunkelheit und fanden ihn nicht. Einige sagten: Den finden wir nicht mehr! und wollten wieder nach Hause fahren, nach Lissau. Aber der alte Gey sagte: Habt noch Geduld. Er war im Leben unfolgsam und riß nur immer das Maul auf und war

nie zu finden, wenn man ihn brauchte. Wie soll es im Tode anders sein?

Und so zogen sie in langer Reihe die beschwerten Angeln wieder und wieder durch das tiefe Wasser, dieweil in Geys Schiff die Leichname von Vater und Sohn fremd nebeneinander lagen. Zug um Zug fuhren die Toten mit, als hülften sie den Sohn und Bruder suchen, der sich im Tode wie im Leben so schwer finden ließ.

Endlich aber, als es schon ganz dunkel geworden war, sagten alle Fischer: Vater Gey, und wenn wir selbst die ganze Nacht suchen und suchen, den finden wir nicht mehr. Den hat der Strudel hochgeholt und in die See getrieben. Deshalb laß uns jetzt umkehren und nach Hause fahren. Es ist Nacht, was sollen die Frauen denken?

Doch da bat sie der alte Gey inständig und sagte: Einen einzigen Zug laßt uns noch tun, Männer, und dann wollen wir nach Hause fahren. Denn Oswald Perbandt ist mir im Träume erschienen, als ich in der vergangenen Nacht hier ankerte. Er sah mich mit lebendigen Augen an und sagte: Den dritten werdet ihr lange suchen müssen, aber laßt nicht nach. Also kommt; denkt, wenn es euer Sohn wäre. Bei diesem letzten Mal werden wir ihn finden.

Die Männer glaubten nicht mehr daran. Aber da der alte Gey sie bat, schleppten sie noch einmal die Angeln mit den Haken den Grund entlang. Und siehe, diesmal zogen sie auch Fritz, Oswalds zweiten Sohn, empor. Er lag weit ab von der Stelle, wo das Boot getrieben hatte und wo auch die beiden anderen Fischer gefunden worden waren. Und als sie ihn hochzogen, um ihn auf Geys Schiff neben Vater und Bruder zu legen, da hatte er richtig den Mund weit auf, als wolle er schimpfen und sich über all die Ungerechtigkeit in der Welt beklagen.

In der kleinen Bucht von Lissau, zwischen dem Hause der Perbandts und dem Wasser des Haffs, standen die Frauen und Kinder und warteten. Als sie die Boote kommen sahen, drängten sich immer mehr auch von den oberen Häusern

herzu und starrten schweigend ins Dunkel. Ganz vorn am Wasser stand Wilhelm Perbandt mit seiner Mutter, und noch bevor die Boote in Rufweite gekommen waren, begann die Frau mit tränenheiserer Stimme zu schreien: Habt ihr sie? Habt ihr sie? Und fuhr fort, so zu schreien, immer lauter und rauer in die stille Aprilnacht hinein, bis der alte Gey auf dem ersten Boot sie hörte und ruhig zurückrief: Alle, Lina. Alle drei.

Da verstummte das Weib. Und während nun die zehn Segel alle auf einmal stumm aus der Dunkelheit hervorstiegen und während durch die Reihen der Frauen ein hochstimmiges, zuweilen in lautes Weinen umschlagendes Klagen ging, sah Wilhelm Perbandt, daß seine Mutter schwach auf die Knie gesunken war und zitterte wie Gras im Wind. Und sie blieb stumm, jetzt und auch bei allem Folgenden.

In dieser Nacht wachten die Männer abwechselnd bei Geys Boot, denn sie wollten die Toten bis zur Stunde der Beerdigung unter Wasser halten. Am nächsten Morgen, als sie sie in die Särge taten, bedeckten sie ihre Gesichter mit Tüchern, die in Essig getränkt waren; da es aber ein warmer Frühlingstag wurde, liefen die Häuse der Leichname bald blau an, und jedermann war froh, als sie unter der Erde waren. Wilhelm sah die Gesichter des Vaters und der Brüder nur einen flüchtigen Augenblick, er sah auch die Zeichen der Verwesung darauf und begriff erschrocken, daß diese stummen, häßlichen Fremden in der Welt der Lebendigen nicht mehr geduldet werden durften.

Zum Begräbnis trug er den schwarzen Anzug, den er eigentlich erst zum Fest seiner unmittelbar bevorstehenden Einsegnung hatte tragen sollen. Die Mutter sagte, als sie ihm den dunklen Knoten um die steifen Kragen wandt: Anzüge hast du jetzt die Menge, mein Wilhelm.

Als nach der Totenandacht die Särge das Haus verlassen hatten, gingen die Mutter und der alte Gey nach heimlicher Verständigung noch einmal in die Stube zurück, stie-

ßen Stühle, Bänke und Schemel am Tisch eilends um, kamen wieder heraus und reihten sich hinter den Särgen in den Zug ein, der sich alsbald in Gang setzte. Aber der alte Pfarrer aus Poraithen hatte wohl bemerkt, was geschehen war, und sagte mit strenger Stirn: Was war denn da noch, Gey?

Sie wollten nicht weg vom eigenen Tisch.

Die Toten gehören dem Herrn, sagte der Pfarrer und sah zornig geradeaus. Und am Grabe betete er laut darum, daß es doch dieser hier versammelten Gemeinde genug bleiben möchte, allein im Glauben an Gott zu wandeln, statt sich nach dem Schauen Seiner verborgenen Herrlichkeit zu drängen.

Denn wer Gott schaut, stirbt.

Es war ein schöner Tag. Ein leichter Wind trieb die sanften Wellen des Haffs zärtlich vor sich her und sandte sie mit weichem, flachen Anschlag an die Bucht, an der das Haus der Perbandts nur wenige Schritte vom Rande des Wassers entfernt stand. Die ersten grünen Zeichen des Frühlings waren zaghaft über Feld und Busch verstreut.

Während des Leichenschmauses saß die Mutter steif und zerstreut unter den laut essenden und redenden Gästen am Tisch. Aber als die meisten gegessen und getrunken hatten und einzelne schon nach Hause gingen, um zu melken und zu füttern, da warf die Frau dem alten Gey wiederum einen heimlichen Blick zu, den dieser still mit dem Kopf nickend empfing. Nach einiger Weile hörte er auf zu essen, erhob sich ruhig, legte seine Hand auf Wilhelms Schulter und sagte ihm leise ins Ohr: Wilhelmchen. – Tu jetzt alles aus der Hand und komm mit.

Wohin, Onkel? fragte Wilhelm.

Aber der Alte, der die Mutter inzwischen wieder angesehen und dort seinerseits einen zustimmenden Blick erhalten hatte, wiederholte nur freundlich: Hör auf mit Essen und komm.

Und er nahm ihn mit, und sie gingen zum Friedhof zurück. Wilhelm wurde verboten zu sprechen, bis sie beim frisch aufgeworfenen Grabe der Brüder und des Vaters ständen. Unterwegs aber blickte der alte Gey oftmals mit starren Augen hinter sich und neben sich, als sei er nicht allein, ja er bewegte die Lippen und Hände wie zu strenger Anrede und so, als müsse er jemandem zum Mitgehen nötigen. Als sie dann endlich am Grabe standen, nahm er seine schwarze Mütze ab, kniete nieder, befahl dem Jungen, ein Gleiches zu tun, und betete laut: Ach Herr, aus deiner Hand ist der Tod nicht gekommen am ersten Tage, nein er ist unserer Sünde Sold. So hilf diesen armen Seelen, daß sie endlich bezahlen, was sie schuldig sind, ja daß sie willig hingehen, wo du ihnen befiehlst. Sei ihnen gnädig und mache sie gehorsam, besonders auch Fritz, Fritz den Jüngsten. Amen.

Danach standen sie wieder auf, und sie gingen zum Mahle zurück, wo die Mutter sie aufatmend begrüßte. Der alte Gey setzte seinen unterbrochenen Schmaus fort. Als er fertig war, sah er Wilhelms Mutter an und sagte: Und nun wieder hoch den Kopf, Linachen, und weiter mit Händen und Füßen!

Alle, die noch am Tisch saßen, stimmten ihm eifrig zu. Aber Lina Perbandt saß steif und finster da und antwortete: Wir haben alles verloren.

Ei sieh, alles verloren? verwunderte sich der Alte und richtete sich groß auf am Tisch. Du hast wohl nicht mehr dein schönes Dach überm Kopf? Und du hast auch kein Holz mehr für den Winter? Und keinen Stall mit Vieh und vierzehn Morgen Land?

Aber keinen Mann mehr zum Arbeiten, sagte die Mutter. Ei hier! rief Onkel Gey, heiter gestimmt nach dem schönen Mahle, und packte Wilhelm am Rockkragen, ist das ein Mann oder nicht?

Aber die Mutter wurde immer finsterner und bestand darauf, sie habe alles verloren. Aber auch alles! wiederholte sie zornig.

Ei, und dein schönes Boot, die größte von allen Sieken im Dorf, die hast du wohl auch verloren?, fing der Nachbar jetzt ernster an.

Nein, aber was soll ich mit einem Boot ohne Netze?

Die hast du bald, sagten sie. Die Netze leihen wir dir.

Ich will nichts geliehen haben.

Gut. Wir schenken dir die Netze, sagten sie nun, denn sie merkten schon, wohin das Häschen lief.

Ich will auch nichts geschenkt haben, brauste sie auf. Ich brauche keine Netze. Ich fische nicht mehr.

Was? riefen da die Männer wie aus einem Munde, und einige standen auf und traten ganz nahe zu ihr heran.

Aber nun zeigte es sich, daß Wilhelms Mutter durch das schwere Unglück Schaden genommen hatte. Soviel die Nachbarn ihr auch zuredeten, mit Güte und im Zorn, sie weigerte sich zu tun, was jedermann in dieser Gegend getan hatte, solange es Menschen am Haff gab. Sie weigerte sich zu fischen, ja sie weigerte sich sogar, ihr großes schönes Boot und ihre Fischereigerechtigkeit an andere zu verpachten. So tief war ihr Haß gegen das Haff. Lieber wollte sie sich selbst weiterhin Schaden zufügen; sie wurde wild und laut, wenn jemand nur vom Fischen sprach.

Am Ostermontag aber, als Mutter und Sohn sich anschickten, zur Feier der Konfirmation und des Heiligen Abendmahls zur Kirche in Poraithen zu gehen, sagte sie mit harter, rascher Stimme: Wilhelm, du wirst nie aufs Haff fahren und fischen. Versprich mir das!

Dabei faßte sie den Jungen bei den Schultern und sah ihn so durchdringend an, daß er erschrak und schnell mit dem Kopf nickte. Aber während der ganzen langen Feier in der Kirche, bei all den schönen Liedern und ehrwürdigen Worten konnte er nicht einer dumpfen, schnürenden Angst

Herr werden, die ihm sagte, daß er ein Unrecht begangen habe.

Am Nachmittag ging er zu seinem Paten, dem alten Gey, erzählte ihm, was geschehen war, und fragte um Rat. Was sollte aus dem Boot werden, wovon sollten sie leben, wenn nicht vom Fischen, was hatte die Mutter eigentlich im Sinn, kurz, was sollte er tun, jetzt oder später? Sollte er fischen oder nicht? Mußte er sein Versprechen halten oder was mußte er wirklich? Der alte Gey gab keine Antwort. Er brachte den Jungen nach Hause zurück, und erst als sie vor der Tür standen, sagte er: Sieh dich um, mein Wilhelm. In diesem ganzen Dorfe Lissau ist kein Haus, von dem nicht der eine oder der andere eines Tages da draußen geblieben wäre. Das sollst du beizeiten lernen, daß dein Leben nicht dir gehört. Darum sieh nur zu, daß du es nicht in Ewigkeit verlierst, und laß alles andere deine Sorge nicht sein.

Wilhelm fragte: Aber soll ich denn fischen oder nicht?

Ja, du sollst fischen!, antwortete der Pate unwillig, als sei die Frage falsch gewesen. Und nach diesen Worten wandte er sich ab und ging fort.

Drinne fand Wilhelm die Mutter mit dem Pfarrer vor der Bibel. Aber sie lasen nicht und sprachen auch nicht miteinander, das Buch war zu. Sie sahen durchs Fenster aufs Haff hinaus und bis an den anderen Strand, bis zur Kirche von Haffkrug hinüber, denn an dieser Stelle war das Haff nicht breit. Es war ganz still in der Stube. Nebenan rasselten Ketten, das Pferd schnaufte, die Kühe brummten; es gab nur ein Dach für Mensch und Vieh in diesem Hause. Und nun, da Wilhelm die sonntäglich reine Stube betrat, fiel es ihm auf, daß die Mutter stiller geworden war. Sie hatte die Stube fein in Ordnung, ein klarer warmer Schein fiel von draußen auf den Tisch und auf die mit Sand bestreuten Dielen. Die dunklen gekrümmten Deckenbalken brannten rot auf in dem schweren Licht des späten Nachmittags, und auch auf dem Glase der gerahmten Konfirma-

tionssprüche der Brüder hatte sich die tiefrote, bebende Glut versammelt.

Es war Sonntag. Ostersonntag.

Und als sie nun eine lange Zeit gegessen und geschwiegen hatten, schlug der alte Mann die Schrift auf und ließ Lina Perbandt die Stelle lesen, auf die sein Finger in dem geöffneten Buche wies. Es war die Stelle, wo es von der Mutter der Makkabäer heißt, daß sie schon sechs Söhne dem Schwert und der Qual hingegeben hatte um ihres Gesetzes willen und damit sie Gott gehorsamer wäre als ihrem eigenen Willen. Da verstummte die Frau zuerst ängstlich und starrte wieder durchs enge, vielgeteilte Fensterchen hindurch aufs Haff; aber schon ragten die zehn oder zwölf Bootsmaste draußen bei der Bucht in einen fahleren Himmel, und der Turm der Haffkrüger Kirche schien mitten im Wasser zu stehen. Danach las die Frau weiter, sehr langsam, Wort für Wort. Wie ein Kind in der Schule rang sie dem Buche ab, was von der makkabäischen Mutter und ihrem letzten Sohne geschrieben stand: »Aber sie spottete nur des Tyrannen. Denn sie ging zum Sohne und redete heimlich in ihrer Sprache mit ihm und sprach: Du mein liebes Kind, das ich neun Monde unter meinem Herzen getragen und drei Jahre gesäugt und mit großer Mühe aufgezogen habe, erbarme dich doch über mich! Siehe an Himmel und Erde und alles, was darinnen ist; dies hat Gott alles aus nichts gemacht, und wir Menschen sind auch so gemacht. Darum fürchte dich nicht vor diesem Henker, sondern stirb gern wie deine Brüder, daß dich der gnädige Gott samt deinen Brüdern wieder lebendig mache und mir wiedergebe.«

Aber als Wilhelms Mutter diese Worte gelesen hatte, brach sie in ein langes Weinen aus, und danach hatte sie wieder ein ruhiges, junges Gesicht wie früher. Sie sah ihren Sohn an und sagte: Ach, lieber Sohn, könnte ich es noch erleben, daß du nicht mehr fischen mußt! Aber nun darf es wohl nicht nach meinem Willen gehen.

Sie traten mit ihrem Besuch vor die Tür und brachten ihn noch hinauf bis an den Wald, hinter dem soeben die Sonne zur Ruhe sank, rot und prächtig wie eine Braut vor ihrer Nacht. Und als sie dann allein wieder umkehrten und über die Felder von Aressau nach Lissau hinabblickten, da sahen sie, daß die Kruste des Winters plötzlich allüberall geborstet war, lautlos, obschon mit großer Gewalt, und da schoß empor der blanke Sommer; obwohl es schon leise dunkelte, sahen sie alles wie mit endlich erwachten Augen.

Noch immer glänzte der Himmel fein hinauf in allen schmelzenden Farben, als sei er mit seidenen Tüchern weich ausgeschlagen. Der Wind stieß ihnen sanft gegen die Stirn wie mit Händen, er roch süß und herb zugleich wie frischer klebriger Wabenhonig. Störche hatten sich in großer Zahl auf den Wiesen versammelt und beratschlagten klug. Ein mächtiger runder Schwarm von Staren fuhr dröhnend auf einen einsamen Eichbaum nieder, da war es, als habe der Baum, der kahle, tausend gläserne Blätter bekommen, die klirrten fröhlich.

Wie anders stand nun die Mutter wieder am Herd, und wieviel getroster saßen sie mit der Muhme bei Tisch! Als sie gegessen hatten, sagte die Mutter: Das liebe Gottchen wird uns nicht verlassen. Geh schlafen, mein Wilhelm. – Aber er trat noch einmal vor die Tür. In den Teichen knarrte es laut von den Fröschen, am schlimmsten trieben sie es in der Bucht. Alles Licht des Tages war nun verloschen, selbst hinter der Heide von Aressau war es finster; dafür hatten sich die stolzen Gestirne in feurigen Zeichen hoch über Wasser und Land gebreitet. Kreuz und quer sprühten die Sternenfunken, manchmal schossen sie so tief herab, daß man bangen mußte, sie würden auf die Dächer von Lissau oder in das Wasser der Bucht herniederfahren. Was ist nur unterwegs heute? dachte Wilhelm. Er sah die fremden, betrübten Gesichter der Ertrunkenen und das zornige des alten Gey wieder vor sich, fühlte noch einmal alles Qualvoll-Unverständliche der letzten Wochen sich in seinem

Herzen zusammendrängen; aber er hörte auch den stolzen Klang der Orgel wieder im Ohr, das stille Lied von dem goldnen Wanderstab, der der Glaube ist. Was ist nur, was ist dies nur?, dachte er.

Und der Wind, der Wind heute nacht, richtiger Sommerwind. Die armen Brüder! Heute nacht brauchte niemand auf dem Haff zu ertrinken. Die Katze Sonja kam mit hohem Rücken aus der Tür und schmiegte sich zärtlich an seine Wade. Sie bekam bald Junge und wollte nur immer gestreichelt sein. Na komm, sagte er, nahm sie hoch und schritt langsam der Bucht zu.

Da lag seines Vaters Boot, das nun das seine war. War es zu fassen, daß man in diesem Schiff zu Schaden kommen konnte? So ein großes, stolzes Schiff!

Er stand auf dem Bootsrande hinter dem Steuer, drückte die Katze fest an sich und spähte scharf ins Hohe und Weite, als spüre er ein Unwetter nahen. Aber was jetzt hier am Haff die Erde und die Menschen stark bewegte, das war nicht der Wind. Es war der Sommer, der sie mit Macht überfiel, während sie noch auf den Frühling warteten.

Von nun an wurde alles anders zwischen Mutter und Sohn. Abend für Abend saßen sie über Schrift und Gesangbuch und lasen, bis sie müde wurden. Sie dachten nicht ihre eigenen Gedanken und grübelten nicht, sie taten ihr Herz auf und hörten. Und als nach dem April der Mai wie ein hochzeitliches Fest kam und lauten Jubel hervorlockte in den Wäldern ringsum, aber auch im Schilf und in den Gebüschchen drunten am Haff, da gingen sie beide von selbst zum Paten Gey, und die Mutter sagte: Bernhard, gib uns Rat, wir wollen wieder fischen.

Gedichte aus »Ich habe gesehen«

Am Grunde des Haffs  
das Volk der ertrunkenen Fischer

Murrend in ihren geborstenen Schiffen  
kauerten sie  
verdrehten milchige Blicke  
öffneten quellende Münder

Denn herab kamen  
mit Pferd und Wagen  
Fremde  
den Grund tastend  
für ihre Kinder

Gebt ihnen Raum

Sie wissen nicht  
Wohin

Flieh

Die Stille tritt über die Ufer

Renn den Hang hinauf  
den steilen Pfad  
durch Unterholz

Sie ist schneller  
die Stille  
an der Haustür holt sie dich ein  
ihr Atem in deinem Nacken

Schließ zu  
weck das Telefon auf  
setz den Bildschirm in Flammen

Schon ist sie im Zimmer

Dreh dich um  
sie ist freundlich  
die Stille

Flieh nicht

## Der Freund meiner Jugend

unser Brot teilten wir  
unsere Träume

Aus dem Weg geht er mir  
verhöhnt mich  
hinterm Rücken

Aber  
vielleicht  
manchmal  
im Dunkeln  
weint er in die Hände

wie ich

Seh meine Großmutter

auf der Bank vorm Haus  
tief im Masurischen.

Im Schwarzseidenen  
im Brüsseler Spitzen  
hoch aufgerichtet  
seh ich sie sitzen.

Tief im Masurischen.

Und spüre die Kraft  
die Kraft der Alten,  
beim Falten  
ihrer geschundenen Hände.

Wie schaut sie mich an  
mit dem grauen demütigen Blick:  
»Nicht fürchten, Kind!  
Versuch dein Glück!«

Der Acker

nackt unterm Mondpflug  
rennt auf mich zu

Jede Furche  
endet  
in meinem Herzen



*Mit Ehefrau Helene.*

## Aus »Der letzte Feind«

»Der letzte Feind, der vernichtet wird, ist der Tod.«  
Die Bibel

Ein vom Tode gezeichneter Mensch ist plötzlich entrückt. Ganz gleich, ob er das Verhängte annimmt oder nicht: er wird fremd. Und davor habe ich Angst. Vor dieser Fremdheit meines Bruders. Schon sehe ich das Krankenhaus. Die Tafel unter dem grauen Säulenvorbau. »Dr. med. Hans Graf von Lehndorff. Facharzt für Chirurgie.« Ich gehe langsamer. Meine Füße rascheln im Laub. Diese Godesberger Straßen habe ich gern, seit ich sie zuerst mit Bewußtsein sah. Nach meiner Rückkehr aus Rußland. Meine Frau und die Jungen warteten hier auf mich, und ich war dankbar für alles Unzerstörte. Ich ging an den Stuckfassaden der Villen vorbei wie im Traum ... Wie lange ist es her, seit ich Erich zum ersten Mal hier im gleichen Krankenhaus besuchte? Zwei Jahre? Zweieinhalb? Damals hatte er einen Herzinfarkt; aber ich wußte, daß er nicht sterben würde. Ich war dessen ganz sicher, obwohl es schlimm genug aussah. Wir lachten zusammen in seinem Krankenzimmer. Man muß einfach mitlachen, wenn Erich herausplatzt. Jeder weiß, wie das Foyer eines durchschnittlichen kleineren Krankenhauses aussieht. Mosaikfußboden, sauber gewischt. Gummibäume. Manchmal ein Aquarium. Seltener Bilder. Vielleicht ein Bibelspruch, wenn es sich um ein konfessionelles Haus handelt (wie hier). Eine schwarze Tafel mit den Namen der diensttuenden Ärzte. Nach beiden Seiten gehen die Korridore ab, diese Sackgassen der Schmerzen, Ängste, Hoffnungen. Hinter dem Aufnahmeschalter ein Gesicht, müde vom ewig gleichen Anblick des Kummers. Oder aufreizend frisch, unbeteiligt. Auf einer weißgestrichenen Bank hocken Menschen, in sich versunken; so als sei der Erwartete nicht gekommen. Aber sie warten nur auf ein Attest, eine Auskunft.

Ich erfahre, daß Erich im zweiten Stock liegt.  
Auf der Treppe Linoleum, blank gebohrt; die Stufenkante durch eine Gummileiste erhöht, damit niemand ausrutscht.  
Lehndorff, der Chefarzt, ist – heute am Sonntag – nicht im Hause. Wir kennen ihn seit langem. In Ostpreußen haben wir gemeinsam schwere Zeiten erlebt. (Jetzt scheinen sie in warmem Glanze zu liegen.)  
Tatsächlich, das gleiche Zimmer wie seinerzeit beim Herzinfarkt.  
Ich klopfe und höre, während ich schon eintrete, Erichs »Herein«. Er hat nie eine laute Stimme gehabt. Als er seine erste Predigt hielt, in einer hinterpommerschen Dorfkirche, war die ganze Familie im Kirchenraum verteilt und gab Signale: »Lauter!« – »Gut so!« – Ganz hinten: »Lauter!« – Alles Mundbewegungen und Handzeichen. Eine leise, aber eindringliche Stimme, etwas guttural; in seltenen Augenblicken der Ekstase zum Baß absinkend oder ins Falsett springend. Und diese Stimme sagt: »Herein!« – Ich atme auf. Es ist die Stimme, die ich kenne; vielleicht etwas matter.  
Das übliche Einzelzimmer für Privatpatienten. Hellgestreifte Tapete, leicht nachgedunkelt. Das hochbeinige Metallbett mit rauer, stumpfer Glasplatte. Tisch, Sessel. Ein Wandschirm aus durchsichtigem, zart gefältem Stoff. Weißgestrichener Kleiderschrank. Der Neukirchener Abreißkalender. Die Fenstertür geht auf einen Balkon. Es ist hell im Zimmer. Draußen sieht man die fast nackten Kronen der Bäume in der Herbstsonne.  
Erich sitzt aufrecht im Bett. Er blickt mir entgegen, und sein Lächeln bittet um Entschuldigung dafür, daß er nun schon wieder hier liegen muß.  
Wir geben uns die Hand.  
»Wie geht es dir?« frage ich.  
Er antwortet: »Ganz gut. Bis auf dieses ... Besondere.«  
»Dieses Besondere.«

»Im gleichen Zimmer wie damals«, sage ich. Etwas anderes fällt mir nicht ein.

Jeder Krankenhausbesucher fühlt sich dem Todkranken auf eine hundsgemeine Art überlegen. Du kannst machen, was du willst: in den Tiefen deiner Seele wird sich etwas wie Triumph regen; denn du lebst, du wirst leben, und der da wird sterben. Auch wenn du das Gefühl der Überlegenheit verdrängst, selbst wenn du dich seiner schämst und es verfluchst, wird es sich in deiner Miene, deinem Gebaren bemerkbar machen. Mein Bruder, der da liegt und mich ansieht, kennt den Menschen. Wenn ich jetzt sagen würde, was ich denke, würde er ruhig mit dem Kopf nicken: »Natürlich. So ist es.« Ich schäme mich vor ihm nicht. Aber wer uns in diesem Augenblick beobachtete, könnte den Eindruck haben, daß wir uns nicht besonders nahe stehen. »Wie kam es denn?«, frage ich und ziehe meinen Mantel aus. Es hört sich an wie: »Was zahlst du für das Zimmer?« Ich setze mich auf den Stuhl neben dem Bett, nehme die mitgebrachten Blumen aus dem Seidenpapier und komme mir ein bißchen lächerlich vor. Wann haben wir beide uns je Blumen geschenkt? Es ist auch keine leere Vase da. Als die Aufwärterin mit dem Mittagessen kommt (ein unbeholfenes Mädchen, keine Schwester), nimmt sie die Blumen mit hinaus; es ist, als hätte ich gar keine mitgebracht. Erich sieht angegriffen aus, aber nicht todkrank. Er sitzt noch immer aufrecht, halb gegen die Wand gelehnt. Seine großen, etwas vorstehenden und sehr hellen Augen haben einen schwer bestimmbar Ausdruck; es ist Angst darin, aber nicht Todesangst, eine Art grimmiger Verwunderung. (So sieht er mich immer an, wenn er eine Frage aufgeworfen hat, die ihm zu schaffen macht.) Sein Mund ist etwas verengt, die Backenknochen treten stärker hervor als sonst. Nur die Stirn ist unverändert, eine glatte und hohe Stirn, ungewöhnlich rein modelliert, mit dem straffen Ansatz des dunklen Haares.

»Aber iß jetzt erst!« sage ich.

Er ißt ein wenig; es ist mehr ein Herumstochern als Essen. »Nach dem Infarkt ging es mir doch wieder so gut«, sagt er. »Ich konnte meinen Dienst tun; alle staunten, wie schnell ich auf die Beine gekommen war. Aber dann, im August nach der zweiten Kur in Bad Orb, gab es eines Morgens beim Husten einen kleinen Knacks im Brustkorb. Morgens im Bett. Danach traten geringe Schmerzen auf, aber die vergingen gleich wieder. Ja ... Nur so ein komischer trockener Husten blieb. Das heißt: komisch war er eigentlich nicht, sondern ziemlich übel. Etwa vier Wochen später, während einer Dienstreise, kamen die Schmerzen wieder, aber jetzt zehnmal stärker. Ich war auf einer Konferenz gewesen, hatte auch selbst ziemlich lange gesprochen, und danach am Abend besuchte ich die Frau von Pastor Krämer ... du kanntest ihn ja übrigens, er hat die Evangelische Akademie in Mühlheim geleitet. Wir hatten lange Zeit so gut zusammengearbeitet, erst in letzter Zeit gab es Unstimmigkeiten. Ich wußte gar nicht, daß er sterbenskrank war. Aber plötzlich hatte ich das Gefühl, ich müßte mich mit ihm aussprechen, und zwar sofort. Schrieb ihm also einen Brief und trug ihn gleich zur Post, einen Eilbrief, damals war ich gerade in Bad Orb zur Kur. Der Brief kam zu spät. Krämer war am gleichen Tag, ich glaube sogar in der gleichen Stunde gestorben, als ich ihm schrieb; und auch er hatte gesagt, es täte ihm leid, daß wir uns in letzter Zeit auseinandergelebt hätten. Na ja. Also ich besuchte seine Frau am Abend dieses Tages, und wie ich bei ihr sitze, kommt beim Husten auf einmal dieser furchtbare Schmerz. Erst dachte ich: neuer Herzinfarkt. Aber es war nicht die Brust, es war an der Rippe, zum Rücken hin. Was tun? Als die Schmerzen nachließen, setzte ich mich sofort in den Wagen, fuhr nach Hause, nach Godesberg, es war schon spät abends, als ich ankam; aber ich ging doch gleich noch zu Hans Lehndorff hierher ins Krankenhaus. Er war selbst nicht da, ein Assistenzarzt untersuchte mich, kam zu keiner klaren Diagnose. Später in der Nacht kam auch Lehndorff,

untersuchte mich selbst nochmals und meinte, da könnte sich vielleicht ein Nerv eingeklemmt haben. Er behielt mich für die Nacht über im Krankenhaus, und am nächsten Tag machte er einen kleinen Eingriff. Vielmehr: nein, erst haben sie mich geröntgt, und da sehen sie, daß die Lunge einen Schatten oberhalb des Herzens hat. Ja. Und nun besteht die Befürchtung, daß zwischen dem Schatten auf der Lunge und der Bruchstelle (denn es war eine Rippe gebrochen, daher die Schmerzen) ein Zusammenhang bestehen könnte. So liegen die Dinge.«

Dies alles ist mir nicht neu. Als ich durch Herbert, meinen ältesten Bruder, von dem »trockenen Husten hörte, bat ich Lehndorff, Erich gleich zu untersuchen (unter einem Vorwand, falls nötig). Seltsamerweise dachte ich sofort an Lungenkrebs. Aber inzwischen hatte sich alles, was Erich jetzt erzählte, schon ereignet. Lehndorff rief an und sagte, meine Befürchtung werde sich wohl leider bestätigen. Mit letzter Sicherheit allerdings lasse sich die Diagnose erst stellen, wenn der osteologische Befund vorliege. Nach Eintreffen dieses Befundes werde man auch entscheiden müssen, ob eine Operation Sinn habe. Genauer gesagt: wenn in der Rippe schon eine Metastase sei, habe ein Eingriff kaum noch Sinn und sei nur unnütze Quälerei. Ich flüchtete mich in die letzte kleine Hoffnung, der osteologische Befund könnte vielleicht auch günstiger lauten. Erst als ich nach Godesberg fuhr, als ich vom Bahnhof zum Krankenhaus ging, wußte ich, daß keine Hoffnung mehr war. Außer der Hoffnung auf ein Wunder.

Erich legt Messer und Gabel auf seinen Teller. Er schließt die Augen, wie geblendet, öffnet sie wieder. Dann hebt er die leicht geballten Fäuste, hält sie kurz in der Schwebel, läßt sie auf die Bettdecke zurücksinken und schüttelt den Kopf.

»Wir wollen doch erst einmal abwarten«, sage ich.

Er nimmt die Gabel und beginnt wieder in seinem Essen zu stochern. »Ja, ja. Natürlich«, sagt er. »Aber es ist ein infa-

mer Angriff, das kannst du mir glauben. Erst der Infarkt – und jetzt vielleicht der Lungenkrebs. Die zwei heimtückischsten Krankheiten unserer Zeit.«

Ich denke, daß ich jetzt etwas sagen muß, um ihn zu ermutigen. Aber es kommt nur dünn und vage heraus: »Du fürchtest dich doch nicht?«

»Nein, nein«, antwortet er schnell und richtet sich wieder höher auf. »Schließlich habe ich jahrzehntlang gepredigt, daß Christus den Tod überwunden hat. Auch an Sterbebetten ... nicht?«

Ich setze an zu einem Satz wie: »Der Tod ist eine neue Geburt ... eine Schwelle ...« Aber ich bringe das nicht über die Lippen. Obwohl ich selbst davon überzeugt bin. Dergleichen kann wahrscheinlich nur ein Sterbender glaubwürdig sagen.

Ich stehe auf, öffne das Fenster. Draußen lärmen Spatzen. Es ist Mittag. Die Sonne scheint herein, die Herbstsonne. Ich komme zum Bett zurück, ordne die Bücher und Briefe auf der Glasplatte des Nachttisches. Erich sagt: »Natürlich hätte ich gern noch ein paar Jahre gelebt; wenigstens so lange, bis die Kinder alle ihre Ausbildung abgeschlossen haben. Aber eine Familie kann auch ohne Vater glücklich sein ...«

» ...wie wir ja an uns selbst gesehen haben«, pflichte ich bei. »Mach dir darum keine Sorgen!«

Er greift dies ernst und freudig auf. »Du darfst wirklich nicht denken, daß ich verzweifelt wäre. Ich sehe die Sonne da draußen, wie ich sie nie gesehen habe. Jetzt scheint sie, das genügt mir ...«

Es klopft. Herein tritt eine ältere Frau, sonntäglich gekleidet, in Hut und Mantel. Sie schiebt einen Blumenstrauß vor sich her, geht stracks auf das Bett des Kranken zu und sagt: »Na, aber Herr Pastor, was machen Sie auch gleich für Witze! Wer soll uns denn nu so schöne Zigarren vorrauchen? Und wem soll ich jetzt immer die Marzipanbonbons bringen?«

Es gibt eine weitverbreitete Geheimsprache an Krankenbetten, gespickt mit unechten Fragen und geschönten Bildern; eine gewaltsam treuherzige Sprache, auf deren Grund die Angst vibriert.

»Die Bonbons bringen Sie nur her«, sagt Erich. »Am Magen hab ich ja nichts.«

»Und die Zigarren?«

»Die dürfen Sie jetzt selbst rauchen. Aber passen Sie auf, daß die Oberin Sie nicht sieht!«

Erich hat seit seinem fünfzehnten Lebensjahr stark geraucht. Meist Zigaretten, aber auch Zigarren. In Zeiten besonderer Geldknappheit Pfeife. Auch nach dem Herzinfarkt hat er das Rauchen nicht eingestellt, und wir alle haben ihm das übelgenommen. Andererseits gehört das Rauchen zu ihm. Ich kann ihn mir kaum ohne den Qualm der Zigarette vorstellen; so vieles Freundliche und Nachdenkliche ist unter dieser streng duftenden Rauchwolke zwischen uns gesprochen worden.

»Nette Frau«, sagt Erich lächelnd, als die Besucherin gegangen ist. »Sie macht unsere Büros sauber.«

Er stellt sein Essen – Rindfleisch, Rotkohl, Kartoffeln – leicht angewidert auf die Glasplatte; nimmt den Pudding, ißt ein oder zwei Löffelchen, stellt auch das Schälchen zurück, als wollte er sagen: »Wozu?« Und plötzlich denke auch ich, heiß erschreckend über die Möglichkeit eines solchen Gedankens, daß ein Körper, in dem der Tod schon sitzt, eigentlich keine Nahrung mehr brauche.

Erich starrt mich an, mit diesem großen Blick seiner leicht vortretenden Augen, in denen man viel Weißes sieht. Er sagt: »Der Infarkt war schlimm genug, weißt du. Aber jetzt ... jetzt wird es ernst!«

»Wir wollen doch erst den Befund abwarten«, erwidere ich mit Anstrengung. »Wie lange bleibst du noch hier?«

»Hans Lehndorff hat gesagt, ich könnte bald wieder nach Hause. In jedem Fall.«

»In jedem Fall.«

»Ich habe auch tatsächlich genug vom Krankenhaus«, fügt er hinzu. »Damals hat es schon Monate gedauert. Und jetzt wieder? Nein. Danke.«

Noch immer lärmten die Spatzen draußen; ein Dauerton, der in seiner aufdringlichen Banalität etwas Irreales hat. Die Aufwärterin kommt herein. Sie bringt meine Blumen in einer Vase und nimmt das Eßgeschirr mit hinaus. Wir reden und reden, vieles in Andeutungen; seit langem haben wir uns angewöhnt, gewisse Dinge nur anzudeuten. Alles übrige Mitteilen liegt in den Pausen.

Als ich mich verabschiede, gibt Erich mir die Hand und sagt: »Es muß jetzt alles seinen Lauf nehmen. Die Hauptsache ist, daß ... kennst du dieses Wort von Matthias Claudius, man solle darum beten, daß in der letzten Stunde jemand da ist, der einem ...?«

»... die Hand unter den Kopf hält«, will er sagen; aber er sagt es nicht. Er sitzt neben seinen Blumen, Büchern und Briefen; hebt ganz ruhig und würdig die Hand an die Augen, um die Tränen nicht sehen zu lassen. Die gleiche Gebärde nahm ich bei meiner Schwester Margarete wahr, kurz vor ihrem Tode auf dem Krankenlager; auch bei einer anderen Schwester in Augenblicken tiefster Betroffenheit. Aber jetzt erst, in diesem Augenblick, wird mir die Familienähnlichkeit bewußt; eine Ähnlichkeit, die bewegend ist, weil sie große Verlassenheit ausdrückt.

»Du darfst das nicht falsch verstehen«, sagt Erich und nimmt die Hand wieder vom Gesicht. »Es hat wirklich nichts mit Hoffnungslosigkeit zu tun.«

Mir kommt es so vor, als sei seine Hand blasser und schmaler geworden.

Dieser weinende Mann, der aufrecht in seinem Krankbett sitzt, ist mir nie so nah gewesen und nie so fern.

## Das Wespennest

Zu Anfang achteten wir nicht weiter darauf, daß ein paar Wespen sich vor unserer Tür tummelten. Es waren diese unvermutet herrlichen Sommertage. Eine Woge von Blühendem ging über den Steingarten am Terrassenhang hin. Wie sollten da keine Wespen kommen?

Auch als wir merkten, daß die Tierchen ausgerechnet unter der Schwelle unseres Hauses ein und aus flogen, fanden wir dies zunächst nur originell und amüsan. Nicht jeder hat ein Wespennest direkt unter der Haustür. Rings um unsere Hütte trieb so viel Kreatur ihr Wesen: zwei Schafe, ein Hund, drei Igel (des Nachts), zahlreiche wilde Karnickel und – nicht mehr zu zählen – Wühlmäuse, Singvögel, Insekten; warum also nicht auch ein paar hundert Wespen? Wir gefielen uns darin, in dieser Ansammlung der verschiedenartigsten nützlichen und schädlichen Lebewesen etwas sozusagen Paradiesisches zu finden. Übrigens benahmen sich die Wespen korrekt. Zunächst jedenfalls. Sie flogen, summten, arbeiteten an ihrem Nest, das war alles. Mit der Zeit allerdings schienen unsere neuen Hausgenossen ihren Stützpunkt doch stärker auszubauen, als uns lieb sein konnte. Sie mußten bereits ihre gesamte weitläufige Verwandtschaft nachgezogen haben; denn nunmehr schwankte an warmen Tagen ein voller, dichter Schwarm der fleißigen Geflügelten etwa in Kniehöhe vor unserer Tür. Wie am Bande gezogen, kamen die Wespen auf die Löcher unter der Schwelle zugeschossen, und wie Gewehrketten sausten sie davon. Der Weg zu unserer Behausung ging durch eine brausende Brandung. Zuletzt hatten die Wespen überhaupt etwas dagegen, daß außer ihnen noch jemand die Tür benutzte. Sie begannen zu stechen; und leider stachen sie Leute, deren Kommen ich gern sah, wohingegen sie andere verschonten, an deren Besuch mir weniger lag. Sie stachen zum Beispiel den Briefträger, einen friedlichen Menschen,

der mir manchmal Geld bringt, und sie stachen meine kleine Tochter gleich zweimal.

Wer aber meine kleine Tochter sticht, der sticht mich. In meine Achillesferse.

Man muß wissen, daß unser Haus in einem großen Garten steht, und daß man durch die vordere Eingangstür sofort in mein Arbeitszimmer tritt; ein Hausflur ist nicht vorhanden. Außer dieser Doppeltür gibt es an der Hinterseite des Hauses noch einen Eingang zur Küche, der aber für Besucher nicht gedacht ist und zu labyrinthischen Umwegen zwingt. Ich will damit sagen, daß ich nur ungern auf die Benutzung der eigentlichen Haustür verzichten mochte. Ich beschloß, etwas zu unternehmen.

Aber was?

Ich fragte den Zeitungsmann. Er hatte, ehe er Invalide wurde, einem Kleingärtnerverein vorgestanden; von ihm durfte man füglich guten Rat erwarten.

»Wespen?«, sagte er. »Nichts wie Salmiak in die Flitspritze. Abends reingespritzt. Morgens sind sie weg.«

Vielleicht hatte er recht. Aber die Flitspritze hätte erst aus der Stadt beschafft werden müssen, und die Salmiakflasche war – infolge der vielen Wespenstiche – so gut wie leer. Deshalb war uns der Rat eines gleich nach dem Zeitungsmann eintreffenden Bekannten willkommener, der nichts anderes vorschlug, als das ganze Wespennest noch am gleichen Abend zuzumauern.

Gesagt, getan. Während die Wespen schliefen, schlich ich mich mit einer guten Portion Mörtel – es war trotzdem zu wenig, wie sich herausstellte – vor die Schwelle meines eigenen Hauses und warf die Öffnungen zu, durch die tagsüber die Wespen ein und aus krochen. Übrigens vergaß ich zu sagen, daß die Vorderwand unseres Häuschens eine Konstruktion aufweist, die für die Montage eines Wespennestes ideale Voraussetzungen bietet. Zwischen einer Gipsplatte und der Holzverschalung befindet sich ein Hohlraum, der mit Glaswolle nur locker angefüllt ist. Ein ganzes

Volk von Wespen, was sage ich: ein Bund von Wespenvölkern findet hier Unterschlupf. Kann man es den klugen Tierchen übel nehmen, wenn sie die Ritzen zwischen Schwelle und Holzwand geradezu als Einladung zur Gründung eines Wohnsitzes betrachten, zumal die Hausfront windgeschützt und allen Wonnen des Südens zugewandt ist? Jeder sieht, wo er bleibt.

Mein eigenes Nachtlager – auch dies muß ich noch erwähnen – befindet sich unmittelbar hinter dieser Außenwand aus Gips, Holz und Glaswolle in einer abgeteilten Ecke meines Arbeitszimmers. Voll Spannung legte ich mich hier zum Schlafen nieder, nachdem ich, wie ich glaubte, das Wespennest zugemauert hatte.

Im Traum stand ich an der steilen Küste des Meeres und sah die zornige See höher und höher zu mir heraufschwellen ... Ich erwachte und hörte die Wespen vor der Tür rasen; es war ein Geräusch, als ob ein riesiger Bohrer sich mittels rhythmischer Drehungen tiefer und tiefer in die Hauswand vorarbeitete. Meine plötzlich hellwachen Sinne vernahmen in dem bohrenden Brausen jedoch noch einen besonders feinen Oberton, der etwas von grausamer Gekränktheit und tödlicher Entschlossenheit ausdrückte. Dieser Oberton war es, der mich erschreckte. Eine Stimme in der Tiefe meines Gewissens sagte: »Wenn sie jetzt über dich herfallen, lieber Freund, kannst du es ihnen verargen?« Im ersten Augenblick dachte ich sogar daran, die Feuerwehr oder irgendeine andere kommunal garantierte Katastrophenhilfe herbeizurufen; doch schämte ich mich alsbald dieser kläglichen Regung.

Vorsichtig hielt ich Ausschau ...

Eine Wolke aus Kraft und Zorn vibrierte vor der äußeren Tür. Kein Zweifel, die Wespen waren verwirrt. Zwar gab es offensichtlich immer noch Ein- und Ausgänge zu ihrem Nest; aber sie waren andere gewohnt gewesen, größere, bequemere. Sie fühlten die Gefahr. Mit ihrem jahrhunderttausendalten Instinkt erkannten sie, daß etwas geschehen

war, was ihre Existenz bedrohte. Noch hatte ihre Wut kein Ziel. Aber sie waren versammelt wie eine Schar von kriegerischen Reitern, die vor dem Angriff ihre Pferde auf dem Schlachtfeld nur mühsam zügeln, jeder einzelne in einem Rausch von Hingabe und Haß das uralte Spiel von Kampf und Opfer ersehnd.

Stunden vergingen, bis das Brausen schwächer wurde.

Es war übrigens ein Sonntag, und mehrere Besucher näherten sich zu verschiedenen Tageszeiten der Haustür – trotz eines Warnungsschildes, das die meisten für einen Scherz hielten. Wer kam, wurde gestochen. Fast alles nette Leute. Ich beschloß, bei Anbruch der Dunkelheit das begonnene Werk zu vollenden; doch mußte ich darauf verzichten, weil sich kein Zement mehr im Hause fand.

Abends wurden die Wespen ohnehin still. Nur zu gern gab ich mich der Illusion hin, sie hätten ihren Schlupfwinkel geräumt.

In der folgenden Nacht erlebte ich etwas sehr Seltsames. Ich lag auf meinem Bett; durch die unverhangenen großen Fensterscheiben warf der halbe Mond ein bleichklares, geisterhaftes Licht ins Zimmer. Alle Dinge erschienen in diesem Licht eigentümlich plastisch und waren mir so überdeutlich zugewandt, als suchten sie eine Gelegenheit, mir augenblicklich etwas Wichtiges mitzuteilen.

Wachte ich oder träumte ich? Es war nicht klar zu entscheiden ... Plötzlich vernahm ich ein sonores Summen und erblickte über mir in der Luft eine Anzahl von Wespen; sechs Stück vielleicht, ein gutes halbes Dutzend. Sie kamen mir wesentlich größer vor als bei Tage. Jedenfalls konnte ich die Einzelheiten ihrer Erscheinung genau erkennen.

An dem rasenden Wirbel ihrer Flügel aufgehängt wie Marionetten, tasteten sie mit schwachen und krummen Beinchen im Leeren herum; die Fühler ihrer dicken runden Köpfe sahen aus wie martialische Schnurrbärte. Wesen mit starken runden Köpfen sind mir seit je unsympathisch

gewesen; diese hier waren eher komisch. Sie sahen aus wie Kurzsichtige, die soeben entdecken, daß man ihnen die Brille gestohlen hat. Ihre prallen gestreiften Bäuche mit der unvermittelt eingekerbten Wespentaille ließen sie zugleich brutal und dekadent erscheinen. Alles in allem erinnerten mich diese nächtlichen Besucher an die Delegierten eines Kriegervereins: glotzügig, mit gestreiften Hosen, Schwalbenschwänzen und barsch-verlegen herumgezwirbelten Zylinderhüten. Um eine Delegation schien es sich denn auch in der Tat zu handeln; eine der Wespen nämlich bewegte sich linkisch ein wenig vor die Front der anderen und sagte mit einer überraschend tiefen, nicht unangenehmen Stimme: »Hoffentlich stören wir Sie nicht, mein Herr.«

»Das kommt darauf an«, erwiderte ich und zog den Kopf tiefer unter die Bettdecke.

»Um Mißverständnissen vorzubeugen«, erklärte die Wespe weiter, »wir sind in friedlicher Absicht hier.«

»Mag sein«, gab ich zu. »Immerhin kommen Sie nicht unbewaffnet.«

»Das ist nicht unsere Schuld«, bedauerte der Delegationschef. »Denn leider gestattet es uns die Natur nicht, unseren Degen ganz abzulegen. Sie dürfen jedoch der Überzeugung sein, daß es sich um reine Verteidigungswaffen handelt.«

»Das sagen alle«, wandte ich verdrossen ein. »Immerhin, ich will Ihnen Glauben schenken, zumal mir ja auch nichts anderes übrigbleibt. Was führt Sie zu mir?«

»Sie sollen es sogleich hören.« – Der Anführer der Wespenherren vollführte in der Luft eine Art von Kratzfuß, sehr ungeschickt. »Aber genehmigen Sie uns zuerst zu sagen, wer wir sind.«

»Bitte sehr.«

»Wir sind, wenn ich es auf Ihre menschlichen Begriffe übertragen darf, das Kabinett unserer königlichen Selbstherrscherin und Mutter. Ich will nicht sagen, daß wir ihre Ratgeber seien, denn sie braucht unseren Rat nicht. Aber es ist unsere Aufgabe, für die Durchführung ihrer Befehle zu

sorgen und den staatlichen Aufbau zu überwachen. Natürlich obliegt es uns auch, unser Volk vor äußeren Gefahren zu schützen. Und eben diese letztere Funktion ist es, die uns zu Ihnen führt.«

»Mir scheint eher«, so gab ich zu bedenken, »daß in diesem Fall ich es bin, der die Seinen vor Gefahr zu schützen hat.«

»Sie scherzen wohl?«, brummte der Ministerpräsident – oder wie man ihn nun nennen sollte – mit einem Rollen seines dicken runden Schädels. »Wir haben uns friedlich an der Peripherie Ihres Hauses angesiedelt, weil wir nach Lage der Dinge den Eindruck hatten, ein solches Convivium mit uns sei Ihnen geradezu erwünscht.« »Irrtum!«, erklärte ich rundheraus. »Zwar hätte ich nichts dagegen gehabt, daß Sie sich in einem der hohlen Bäume meines Gartens etablierten. Ich habe sogar geschwiegen, als Ihresgleichen sich im vergangenen Jahr in einem Hohlraum meines vorspringenden Verandadachs einquartierte. Du liebe Zeit, wenn ich ein weitläufiges Palais besäße mit wenig bewohnten Seitentrakten, es sollte mir nicht darauf ankommen. Aber mein Haus ist klein, es ist winzig, sehen Sie selbst! Es hat nur diesen einen Eingang, und ausgerechnet unter seiner Schwelle haben Sie sich mit Kind und Kindeskind breit gemacht. Sie tun ja weiß Gott, als ob nicht ich dieses Haus mit schwer erworbenem Gelde gekauft hätte, sondern Ihre Königin, die sich mir nichts, dir nichts darin einnistete. Nehmen Sie es mir nicht übel; aber was zuviel ist, ist zuviel.«

Die Wespen steckten die Köpfe zusammen und murmelten Unverständliches. Es klang wie eine Beratung. Dann wandte sich ihr Führer wieder zu mir und bemerkte etwas weniger höflich als zuvor: »Ihre Haltung setzt uns in Erstaunen. Schließlich sind Sie ein Mann, der vorgibt, Tiere zu lieben. Es finden sich unter Ihren Lesern Leute, die Ihnen in dieser Hinsicht sogar Sentimentalität vorwerfen.«

»Der Ansicht dieser Leute werde ich leider Lügen strafen müssen«, erwiderte ich, nun auch meinerseits mit einiger

Schärfe. »Ich mag Tiere gern. Das ist wahr. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß jeder das gleiche Recht zu leben hat. Sie aber scheinen der Ansicht zu sein, daß dieses Recht Ihnen mehr zustehe als anderen.«

»Wieso?«, riefen die Wespen wie aus einem Munde.

»Wollen Sie leugnen, daß sie äußerst rücksichtslose Angriffe auf meine Besucher unternommen haben?«, fragte ich.

Die Wespen schienen plötzlich zu grinsen. Sie rieben sich die zwei vordersten ihrer sechs Beine im plumper Verschmitztheit. Und so, gleichsam händereibend, sagten sie: »Wir hatten den Eindruck, daß Ihnen damit nur ein Gefallen getan sei.«

»Ach!«, versetzte ich erbittert. »Sie meinen also beurteilen zu können, welche meiner Besucher ich gern sehe und welche nicht!«

»Was Sympathie und Antipathie betrifft«, erklärte der Chef nun mit etwas lächerlich wirkender Feierlichkeit, »so haben wir einen seit vielen hunderttausend Jahren bewährten untrüglichen Sinn hierfür entwickelt.«

»Dann haben Sie sich eben nach vielen hunderttausend Jahren jetzt zum erstenmal geirrt. Vor allem irrten Sie sich, als Sie den Briefträger stachen.«

»Diesen Mann schätzen Sie falsch ein. Er hält Sie für komisch. Er macht Witze über Sie.«

»Macht meine kleine Tochter vielleicht auch Witze über mich, wie? Oder aus welchem Grunde sonst haben Sie dieses unschuldige Wesen gestochen? Zweimal gestochen?« Ein schwerwiegender Vorwurf, weiß Gott! Aber der Ministerpräsident machte nur eine wegwerfende Bewegung mit seinem stachelig behaarten rechten Vorderbein.

»Es handelt sich«, dozierte er von oben herab, »um harmlose Sticheleien, alles in allem. Um die Ausschreitungen einiger junger Herren, die sich übereifrig hervortun wollten und die immerhin gestraft genug sind; denn sie bezahlten ihren kriegerischen Übermut in den meisten Fällen mit dem eigenen Leben. Sie aber, mein Herr, haben eine Maß-

nahme ergriffen, die auf nichts Geringeres als auf unsere völlig Vernichtung zielte.«

»Nicht auf Ihre Vernichtung«, log ich, »sondern auf Ihre Vertreibung. Ich bin ein so ungeschickter Maurer, daß ich selbstverständlich nicht hoffen konnte, die Löcher unter der Schwelle korrekt zu zementieren. Mir war klar, daß Ihnen einige Ausgänge auch weiterhin zur Verfügung bleiben würden. Das Ganze sollte eine Warnung sein. Ein Schuß vor den Bug. Dies allerdings.«

»So!«, brummte der Sprecher der Wespen. »Und was haben wir zu gewärtigen, wenn wir diesen Schuß vor den Bug, diesen Zementschuß, diesen nahezu mörderischen Anschlag nicht beachten?«

»Ich hoffe sehr, daß diese Frage nicht aktuell werden wird!«, erklärte ich diplomatisch.

»Ja, glauben Sie denn«, wurde mir grob und erregt vorgehalten, »daß wir so einfach von heute auf morgen wieder auswandern könnten? Mein Herr, haben Sie nicht selbst erlebt, was es bedeutet, die Einwohner auch nur eines einzigen Dorfes ohne die sorgfältigste Vorbereitung ihrer Heimat zu berauben? Hier aber handelt es sich um ein ganzes Volk, um einen hochdifferenzierten Staat. Wir haben mit dem größten Fleiß eine Fülle von Einrichtungen geschaffen, die das Leben und die Pflege unserer Nachkommen sicherstellen sollen. Nicht zuletzt haben wir Gefühle in diesen neuen Wohnsitz investiert, in dem unsere Königin uns zur Welt brachte – und das alles, so glauben Sie, wäre im Laufe einer einzigen Nacht zu liquidieren? Was sind dies eigentlich für nihilistische Anschauungen bei einem Menschen, der sich auf Kultur und Humanität etwas zugute hält?«

»Ich halte mir auf nichts etwas zugute«, gab ich erbost zurück. »Ich halte mich nur an die Tatsachen. Ich muß Sie in aller Form bitten, mein Haus zu verlassen. Und zwar sofort. Wenn ich im Laufe des morgigen Tages nicht den Ein-

druck gewinne, daß Sie Ihr Nest räumen, so übernehme ich keine Verantwortung für irgendwelche Weiterungen.«

Die barsche Entschlossenheit meines Tones schien ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Der Delegationschef vergaß für einen Augenblick, den Wirbel seines Flügelschlags in Gang zu halten, so daß er wie in einem Fahrstuhl abwärts sank. Aber sofort fing er sich wieder und stieg zu seiner alten Höhe empor. Das gesamte Kabinett schwieg. Ich hörte nichts als ein feines, böses Summen.

»Gedenken Sie Massenvernichtungsmittel einzusetzen?«, begann der Ministerpräsident endlich wieder in gepresstem Tone.

»Ich fürchte, daß mir nichts anderes übrigbleiben wird.«

Die Delegation lachte in höhnischer Einstimmigkeit; ein kurzes, trockenes Lachen.

»Die alte dumme Ausrede!«, hörte ich sie sagen.

»Erwarten Sie vielleicht«, fuhr ich auf, »daß ich mich auf ein Gefecht Mann gegen Mann einlasse? Meinen Sie, ich hätte Lust, mich von jedem Ihrer Volksgenossen einzeln stechen zu lassen?«

»Und warum nicht? Es ist eine üble moderne Angewohnheit, alle Schwierigkeiten grundsätzlich lösen zu wollen. Man sollte dem Einzelfall begegnen. Man sollte konkret bleiben. Tritt Ihnen eine unserer Wespen zu nahe, töten Sie sie. Wir werden Verständnis dafür haben. Warum gleich das ganze Volk ausrotten?«

»Weil mich der andere Weg zuviel Zeit, Kraft und Nerven kosten würde.«

»Aha. Wiederum sehr modern gedacht. Man tötet im großen und ganzen. Man vernichtet anonym und vergißt die Hygiene nicht. Man will nichts sehen und nichts hören.« Ich fühlte insgeheim, daß die Wespen nicht ganz unrecht hatten. Aber gerade weil ich mich an einer empfindlichen Stelle getroffen sah, wurde ich böse.

»Darf ich bitten, dieses Gespräch zu beenden!«, sagte ich im Tone eines Befehls. »Sie kennen meine Forderung.«

»Jawohl!«, war die Antwort. »Was hingegen Sie noch nicht kennen, ist unsere Entschlossenheit in all den Fällen, wo es um die Erhaltung des Gemeinwesens geht. Sie scheinen nicht zu wissen, was man unter einem totalen Staat versteht.«

»Doch, doch!«, sagte ich rasch. »Ich habe ihn unlängst kennengelernt.«

»Dann werden Sie zugeben, daß er gelegentlich seine Vorteile hat.«

»Die Nachteile schienen mir größer.«

Der Ministerpräsident wirbelte sich an der Spitze der Delegation langsam dem Ausgang zu.

»Sie vergessen«, sagte er, »daß Sie auf eine Erfahrung von nur wenigen bösen Jahren zurückblicken. Wir jedoch haben unseren totalen Staat in Jahrmillionen erprobt und finden, daß die Vorteile die Nachteile überwiegen.«

»Vorausgesetzt, daß man eine Wespe ist«, höhnte ich.

»Allerdings. Wir sind Wespen und gedenken es zu bleiben. Ihr Menschen hingegen, weil ihr allezeit alles sein wolltet, seid gar nichts mehr. Wir wissen, woran wir sind und wohin wir gehören.«

»Unter meine Haustür jedenfalls gehört ihr nicht!«, schrie ich, um meine Betroffenheit zu verbergen.

Und von meinem eigenen Geschrei erwachte ich ...

Der Tag kam. Die Wespen machten nicht die geringsten Anstalten, ihr Nest unter meiner Haustür zu räumen. Sie stachen den Zeitungsmann, der mit fachmännischer Miene den regen Flugverkehr vor meiner Tür betrachtete. Aus seiner würdevollen Beschaulichkeit aufgeschreckt, rannte er fluchend und mit den Armen wirbelnd davon. Des weiteren wurde der reizende Zwergpudel einer mich besuchenden Dame ins Hinterteil gestochen.

Der Pudel war gerade am Tag zuvor von einem Teil seines Haarkleides befreit worden, so daß der Stich der Wespe ihm sehr weh tat. Da er in seinem bisherigen Leben nur

wenige Prüfungen dieser Art ausstehen gehabt hatte, gebärdete er sich wie toll und zerriß seiner Herrin mit seinem Gewinsel fast das Herz.

Auch ich selbst wurde an diesem Montag gestochen, und zwar in die Hand. Seit den weit zurückliegenden Tagen meiner Kindheit hatte ich vergessen, wie scheußlich weh ein Wespenstich tun kann.

»Na, wartet!«, dachte ich.

Gegen Mittag erschien in meinem Garten ein bäuerlich gekleideter Mann, der Gehilfe des Landmessers, der in unserem Keller über Sonntag seine Geräte abgestellt hatte. Der Mann schlenderte, während er auf seinen Meister wartete, zwischen den Blumen umher, streichelte die Schafe, aß einige meiner Äpfel ...Zuletzt stellte er sich vor das Wespennest und sah dem Treiben der Tierchen zu. Vom Fenster aus beobachtete ich, wie er ins Gesicht gestochen wurde. Aber er regte sich darüber nicht weiter auf. Als ich ihm zur Vorsicht riet, meinte er friedlich: »Mich haben schon einmal hundert Bienen zugleich gestochen. Da schwankte ich etwas. Aber sonst war nichts.«

Dieser Mann – er wurde während unserer Unterhaltung noch zweimal gestochen – riet mir, das Nest mit Schwefel auszuräuchern.

»Schwefel«, sagte er, »ist das einzig Richtige, weil dabei die Brut gleich mitvernichtet wird.« Also Schwefel. Meinetwegen.

Ich ließ mir Schwefelplättchen aus der Stadt mitbringen, zarte gelbe Gebilde, die aussahen, als könnte man sie wie Waffeln essen. Dann, abends, zündete ich den Schwefel an, steckte ihn in eine Konservenbüchse, und die Büchse stellte ich dergestalt auf, daß die giftigen Dämpfe – meiner Ansicht nach jedenfalls – in die noch verbliebenen Wespenlöcher einziehen mußten.

Aus gebührender Entfernung beobachteten wir, wie in der Tat alsbald dicker weißlicher Qualm der Konservenbüchse entquoll. Mir war der Gedanke nicht angenehm, daß eben

jetzt sich das Schicksal des Wespenvolkes vollziehe; aber ich drängte meine Skrupel unter die Schwelle des Bewußtseins, während dichter und dichter der Schwefeldampf wallte ... Es war kühl im Freien.

Ich ging ins Haus zurück, und zwar durch den rückwärtigen Eingang. Je näher ich meinem Arbeitszimmer kam, um so erstickender drang mir Schwefelgeruch entgegen. Als ich die Tür öffnete, war mir, als schlug eine tückische Faust gegen meine Lunge: Ich war im Begriff, mich selbst auszuräuchern. Nach Atem ringend, stürzte ich zu den Fenstern, riß sie weit auf. Danach eilte ich wieder nach draußen, um den brennenden Schwefel von der Hauswand zu entfernen. Ohnehin war die giftige Substanz fast vollständig ausgebrannt; die Flamme hatte einen häßlichen schwarzen Brandfleck am Türpfosten hinterlassen.

Wenn die Wespen auch nur halb so viel Schwefeldunst in ihrem Nest hatten wie ich in meiner Stube, so waren sie erledigt.

In dieser Gewißheit legte ich mich schlafen, nachdem ich zwei Stunden lang mein Zimmer gelüftet hatte.

Mitten in der Nacht erwachte ich. Es war der bis ins Mark dringende Klageruf des Käuzchens am Waldrande, der mich aufgeschreckt hatte ...

Ich schlug die Gardine am Fenster neben meinem Lager zurück. Der halbe Mond zeigte sich draußen zwischen unruhig wandernden Wolken, die wie zerlumpte Strolche mit grotesk in die Länge gezogenen Armen und Beinen aussahen. Der ganze Garten schien verstört durch das Schreien des Käuzchens, das jetzt zu einem herzerbrechenden Weinen, gleich dem Weinen eines Kindes, herabgesunken war ...

Ich zog die Gardine wieder zu, um dem bleichen, nackten Schimmer des Mondes zu entgehen. Da sah ich, mitten im Zimmer, etwas anderes als den Mond schimmern ...

Und wieder wußte ich nicht, ob ich wachte oder ob ich träumte.

In einer Aura unsagbar feinen, reizend gemischten Lichts gewahrte ich eine große Wespe. Der Wirbel ihrer Flügel stand über ihr wie eine Krone, und es ging ein Summen von ihr aus, das – obwohl sehr zart – doch das ganze Zimmer erfüllte. Ich konnte den Blick nicht von der schwebend reinen Lichtquelle wenden, die fühlbar eine unbegreifliche Kraft ausstrahlte. Das Wesen, das mich da besuchte, war auf einmal zum Mittelpunkt meines Hauses geworden, und das kleine Tor von Licht, aus dem es hervortrat, führte in eine geheimnisvolle übernatürliche Welt.

»Sie sind ...?«, fragte ich, indem ich mich unwillkürlich aufrichtete.

»Die Königin!«, vollendete eine sanfte, in ihrer Sanftheit bezwingende Stimme.

»Ich wußte es«, sagte ich. »Vergeben Sie mir, daß ich Sie auf meiner Lagerstatt empfangen. Aber ich war nicht auf so hohen Besuch vorbereitet.«

»Nicht die Königin kommt zu Ihnen«, sagte die Erscheinung. »Es kommt die Mutter.« Und mit einer von Kummer und Schmerz durchbebten Stimme fuhr sie fort: »Die Mutter eines Volkes, das durch Ihre Hand Schweres erlitten hat.«

Bei diesen Worten war die Wespenkönigin näher zu meinem Bett herangeflügelt. Ich konnte ihr Gesicht erkennen: große, streng herausgetriebene Züge, in Stolz und Adel versteinert.

»Es tut mir leid!«, sagte ich verlegen. Und um mich zu rechtfertigen, fügte ich hinzu: »Wie sollte ich mir anders helfen? Ich bin auch nur ein Mensch.«

»Nur?«, fragte die Königin, und jetzt schien sie zu lächeln. Die Frage war mir peinlich; unüberhörbar lag Spott darin. »Ihr Erscheinen ist mir übrigens aus mehreren Gründen verwunderlich«, fuhr ich fort, nun auch meinerseits etwas zu Aggression geneigt. »Nicht zuletzt deshalb, weil mir

gesagt worden ist, die Wespen hätten gar keine Königin. Jedenfalls keine solche, die mit der Königin der Bienen verglichen werden könnte.«

»Und worin hätte ich den Vergleich zu fürchten?«, fragte die Königin, immer noch mit diesem feinen, gleichsam uralten Lächeln.

Ich wußte es im Augenblick selbst nicht genau. Um nicht ganz zu verstummen, sagte ich: »Die Königin der Bienen ist Ursprung und Oberhaupt eines auf Dauer gegründeten Staates ...«

»Eines Satellitenstaates!«, unterbrach meine Besucherin in unerwarteter Heftigkeit. »Eines Staates von Gnaden des Menschen, eines krankhaft überfeinerten, domestizierten, dekadenten Staates. Die Königin der Bienen ist eine ausgehaltene Marionette!«

»Hingegen Sie?«, fragte ich verwundert.

»Ich«, sagte die Königin mit leidenschaftlichem Stolz, »ich gebäre mein Volk aus dem Nichts. Wenn der Winter vergangen ist, bin ich zugleich Ende und Ursprung dieses Volkes. Eines Volkes von Kriegern und – wenn Sie so wollen – Räubern. Ja, allerdings! Wir haben noch die Kraft und Gelassenheit, zu töten. Wir kennen Liebe und Haß. Wir wissen von Sieg und Untergang. Wir gleichen nicht jenen kläglichen Bienen-Robotern, die mit ihrer armselig-friedlichen Funktion identisch sind. Bei uns gibt es Originale. Staatsfeindliche Nonkonformisten, die ihren eigenen Weg gehen. Was aber meine Monarchie betrifft, so ist sie die einzige in der ganzen Welt, die diesen Namen verdient; und sie ist auf Vitalität wie auf Tradition gleichermaßen gegründet.«

»L'état, c'est vous!«, spottete ich.

»Allerdings«, stimmte die Königin zu, ohne sich in ihrem hoheitsvollen Ernst beirren zu lassen. »Bei uns gilt noch das Mysterium, das Haupt und Glieder unlösbar zusammenschließt. In meinem Volk ist der einzelne durch das Ganze repräsentiert, so wie er selbst das Zeichen des Ganzen auf

der Stirn trägt. Wir wissen noch, daß die Freiheit nicht ihre Grenze, sondern ihre Erfüllung in der Gebundenheit findet. Was aber den Übermut einzelner starker Exemplare betrifft, so ist er zu liebenswürdig, um häßlich sein zu können.«

»Kein Wunder!«, warf ich boshaft ein. »Da diese starken einzelnen zugleich gewürdigt sind, die Liebhaber ihrer Königin zu sein.«

»Ich erwähle sie«, kam es mit Würde und Anmut zurück. »Aber ich erwähle sie mit mehr Stolz und Notwendigkeit, als menschliche Monarchinnen mitunter ihre Liebhaber zu sich befohlen haben. Auch weiß ich besser als jene zu unterscheiden zwischen Zeiten der Blüte und Zeiten der Frucht.« – Ich schwieg.

Jedoch die Königin, als sähe sie meine nachdenkliche Verlegenheit nicht gern, fuhr fort: »Mir scheint, wir sind von unserem Thema abgekommen. Es ist das bittere Vorrecht aller königlichen Existenz, daß sie Glück und Not der Gesamtheit in sich trägt. Sie, mein Herr, haben in den vergangenen Stunden einen nicht geringen Teil meiner Kinder getötet. Und zwar auf eine Weise, die jede Gegenwehr unmöglich machte. Nicht Ihrem Erbarmen, sondern Ihrem Ungeschick verdanken wir es, daß ein geringer Teil von uns noch lebt. Ich bin gekommen, Sie unter Tränen zu bitten, wenigstens diese Überlebenden zu schonen.«

»Um wieviele handelt es sich?«

»Eine Königin zählt nicht!«, wies mich meine Besucherin so sanft wie streng zurück. »Das Zählen, diese würdelose Erfindung einer entwurzelten Menschheit, ist das Vorrecht der Demokratie. Eine Königin trägt das Ganze in ihrem Herzen.«

»Und wenn das Ganze, wie in Ihrem Falle, dezimiert, halbiert, katastrophal reduziert ist?«

»Im Herzen der Königin ist das Ganze immer ganz. Und sie wird es wieder gebären, selbst wenn der letzte ihrer Untertanen ausgerottet ist.«

»Sie jedoch sind gekommen, um für die physische Existenz der Überlebenden zu bitten. Mir scheint, hier liegt ein Widerspruch vor.«

»Ein Widerspruch nur für Ihr Denken, nicht für das meine. Die Liebe, aus der heraus ich mein Volk neu gebären werde, umfängt auch in diesem Augenblick alle, die leben und gelebt haben. Mein Reich ist Millionen Jahre alt, und es existiert nicht nur in den groben Dimensionen des Sichtbaren. Ich gebäre, weil schon geboren ist; und ich werde noch gebären, wenn ich nicht mehr bin. Ich liebe, weil mich selbst Liebe schuf. Ich opfere mich, weil Opfer von Urbeginn an der Grund der Dinge ist.« Und mit einer herzbezeugenden Stimme fügte sie leiser hinzu: »Schonen Sie, mein Herr! Alles Leben ist lebenswert, nicht nur das Ihre. Verfallen Sie nicht in den schauerlichen Irrglauben, Sie könnten ermessen, was wert oder unwert zu leben ist. Überwinden Sie den angstvollen Egoismus in sich selbst, und die Tiefe der Welt wird sich Ihnen erschließen.«

»Das heißt also«, brachte ich nach langer Weile des Schweigens verwundert hervor, »ich soll weiterhin darauf verzichten, in meinem eigenen Hause der Herr zu sein?«

»Dafür werden Sie das Glück kennenlernen, Diener im Hause eines Größeren zu sein, der Ihr und mein Herr ist.« Ich schüttelte den Kopf. Nur ahnen konnte ich, was die Königin meinte.

Aber schon fuhr sie fort: »Warten Sie nur noch, bis der Mond zweimal gewechselt hat. Dann ist ohnehin unsere Zeit gekommen. Die Zeit des großen Schlafes.«

»Des Winterschlafes?«

»Des Todesschlafes«, sagte sie hart. »Wir werden eingehen in das Innere der Welt, aus dem wir kommen. Hier im Sichtbaren wird nur die e i n e bleiben, die nach mir das Volk wiederum gebiert: die neue Königin!«

Ich richtete mich höher auf, verwirrt und unbehaglich. Meine Besucherin hatte mich nahezu überwunden; und

doch wußte ich, daß am kommenden Morgen alles wieder ganz anders aussehen würde.

»Wenn ihr ohnehin alle sterben müßt«, sagte ich etwas plump heraus, »welchen Unterschied macht es dann, ob ihr ein paar Wochen früher oder später aufhört zu leben?«

Die Königin der Wespen sah mich lange an, fassungslos, wie erstarrt ...

»Dies ist nicht Ihr Ernst!«, brachte sie dann hervor, und ich sah, daß ihr sonst so festes, unbewegtes Antlitz kläglich verzerrt war. »Sie können nicht wirklich meinen, es sei gleich, ob irgendein Wesen früher oder später stirbt. Oder ist es Ihnen vielleicht einerlei, ob Sie das Morgenrot des draußen heraufdämmernden Tages noch erleben werden oder nicht? Verlangt es Sie nicht, alle Wonnen des Lichtes auszukosten, jeden Übergang von Empfindung zu verspüren, jedwede Lust von Sonne, Wasser, Erde, Luft ...? Oh, ist es wahrhaftig schon dahin mit euch gekommen, daß ihr das Wunder des Daseins nach der Uhrzeit messt? Habt ihr wirklich schon vergessen, daß auf Erden kein größeres Glück zu erfahren ist als das der Gegenwart?«

Verwirrt stammelte ich: »Sie haben mich falsch verstanden. Ich wollte genau dies und nichts anderes sagen: daß man den Wert des Daseins nicht nach seiner Länge bemessen dürfe ...!«

»Und doch«, rief die Königin fast schluchzend aus, »und doch t u n Sie, was Sie scheinbar verwerfen! Sie stellen eine kühle Rechnung auf, während Sie vom Wunder des Lebens und vom Geheimnis des Todes sprechen. Ahnen Sie denn, Sie Ahnungsloser, was diesen meinen Kindern gerade in den wenigen Wochen noch geschehen wird, ob nicht gerade dies die Tage sein werden, in denen der Jubel ihrer Welt sie am reinsten umfängt? Ob nicht gerade jetzt die Tage der Fülle und Ernte anbrechen; die Tage, an denen abertausendfach Keim und Same ausgestreut wird? O du armer, verwirrter Mensch, nicht die Zeit als solche ist etwas wert, wohl aber, was die Zeit erfüllt. An jedem Tage, er sei im

Frühling oder im Herbst, kann das Wunderwort gesprochen werden, das dir die leuchtende Tiefe erschließt. Auf dem Grund einer jeden Stunde ruht das Wunder, und es wartet darauf, sich zu dir emporzuheben, dich zu erneuern und zu erhöhen. Weißt du das nicht? Habt ihr Menschen diese einfache Wahrheit vergessen?»

Kein Wort vermochte ich zu antworten ...

Die Königin schwebte langsam der Tür zu. Ich konnte ihr Antlitz nicht mehr sehen; nur den schwachen, bebenden, wundervollen Schimmer nahm ich wahr, der von ihr ausging.

Und noch einmal, ehe die Erscheinung ganz entschwand, hörte ich ihre Stimme.

»Haben Sie Erbarmen!«, sagte sie. »Der Morgen wird kommen, und es werden sich falsche, rechnerische, selbstsüchtige Gedanken Ihrer zu bemächtigen trachten. Haben Sie Erbarmen! Es geht nicht um uns allein. Es geht auch um Sie, mein Herr.«

Ich erwachte mit den besten Vorsätzen. Die Königin der Wespen hatte mir das Herz angerührt. Wenn irgend möglich, wollte ich sie und ihre Kinder schonen.

Im Laufe des Vormittags jedoch gewährte ich mit Erstaunen und Bestürzung, daß Scharen von Wespen an der gläsernen Scheibe der Innentür emporkrochen. Ein rascher Blick zwischen die beiden Türen ließ mich vollends erschrecken: unten auf der Schwelle brodelte es wie in einem gleißenden, kochenden Brunnen ... Die wild durcheinander kriechenden, plötzlich hochschießenden, auf der Scheibe herumirrenden Insekten schienen auf das äußerste erbost und zu jedem Kampf bereit; ich konnte von Glück sagen, daß sich ihnen keine Möglichkeit bot, auch die innere Tür noch zu überwinden.

Dies alles aber stand nun doch sehr im Gegensatz zu den Beteuerungen der Königin! – Ich hatte keine andere Wahl mehr, wenn ich nicht ernstliches Unheil verschulden woll-

te. Ich mußte das begonnene Werk der Vernichtung vollenden.

Von Zorn und Angst getrieben, nahm ich die Dose mit dem weißen Insektenpulver zur Hand, das kurz zuvor der Vernichtung von Hundeflöhen gedient hatte, riß die innere Tür kurz auf und streute den Giftpuder in dicken Wolken auf die klumpig geballten Tiere am Grunde. Ich schloß die Tür wieder und sah, wie auch die frei fliegenden und an der Scheibe hochkriechenden Wespen sofort herabsanken, als habe sie Lähmung und Tod im Fluge ereilt.

»Ein Berührungsgift«, sagte jemand, der dabei stand. »Es wird ihnen allen den Garaus machen, wenn Sie die Prozedur noch ein paar Mal wiederholen.«

Ich wiederholte die Prozedur, obwohl man jetzt, vom Fenster aus, die Wespen wie rasend davon schießen sehen konnte. Alle hatten sie das tödliche Weiße auf Kopf und Rücken. Alle wollten sie den giftigen Schnee, der da so unversehens und mörderisch auf sie gefallen war, im letzten Augenblick abschütteln.

In mir aber veränderte sich plötzlich etwas.

Es war, als ob Türen sich mit hörbarem Ruck zuschlossen. Etwas Kaltes, Eisernes verriegelte mir das Herz, und ein blinder, grausamer, verzweifelter Zorn durchtobte mein Inneres. Er tobte gegen das Eisern-Schwere, das sich wie ein undurchdringlicher Vorhang herniedergelassen hatte, und er sank ohnmächtig in sich zusammen, wurde zum Schmerz, der als Feuer und Gift auf dem Grunde meiner Seele brannte ... Aber währenddem streute ich immer und immer wieder den tödlichen Schnee, sah die Wespen fliehen, zucken, sich auch draußen auf der Erde noch winden ... Ich fühlte etwas von ihrem Todesschmerz selbst; aber ich hörte nicht auf zu töten. Wir waren in einem Teufelskreis der Qual und der Verheerung eingeriegelt, und die Vernichtung, die den Tieren den Tod brachte, tat auch an mir ihr schlimmes Werk, heimlicher, unnennbarer, aber um so nachhaltiger ...

Schon im frühen Nachmittag war es vor meiner Tür ruhig geworden. Kaum daß man noch eine der Wespen kommen oder davonfliegen sah. Diesmal schien der Schlag getroffen zu haben. Auch war es ein kalter, regnerischer Tag geworden. Die Blumen dufteten nicht. Die Sonne war hinter einer fahlen Wolkendecke verborgen.

Abends fühlte ich mich müde und niedergeschlagen; trotzdem ging ich erst spät zu Bett, aus einer unbestimmten Furcht heraus, es könnte sich wiederum etwas ereignen, was mir die Geschehnisse des vergangenen Tages in unerwünschtem Licht zeigen würde.

Und wahrhaftig: nach kurzem Schlummer wachte ich auf. Die Wolkendecke am Himmel draußen war zerrissen; der Mond, voller und dreister als an den Tagen zuvor, sandte ein milchiges Leichenlicht durch die Ritzen zwischen den Gardinen. Ich fühlte, daß sich etwas in meiner Nähe begab; doch erkannte ich nicht, was es war. Auch hörte ich kein Summen, weder das freundlich-edle der Königin noch das feindlich-starke ihres Gesindes.

Dann aber sah ich...

Aus der winzigen Öffnung, die man auf dem Fensterbrett für den Abfluß des Regenwassers gelassen hatte, krochen – eine nach der anderen – die verstümmelten, vergifteten Wespen. Sie zwängten sich durch das zu enge Loch, und wenn sie sich endlich ins Freie gewürgt hatten, hielten sie einen Augenblick still und sahen nach mir hin.

»Es ist ein Traum!«, sagte ich mir. »Ein dummer trauriger Traum, nichts weiter!«

Aber dies nützte mir gar nichts. Denn ich mußte dem Blick der zerstörten Wesen standhalten. Ihre runden, kräftigen Köpfe wanden sich in schrecklichen Zuckungen, die beiden Hälften ihrer Leiber reckten sich voneinander fort und krümmten sich wieder einander entgegen; ihre Flügel hoben sich zu krampfhaftem Wirbel, ohne daß sie den Leib der Gemarteten zu tragen vermocht hätten ... Und jede einzelne der Wespen vollführte diesen Todestanz vor mir,

ehe sie sich bis zum Rande des Fensterbretts schleppte und sich auf meine Bettdecke hinabstürzte. Dort lagen sie schon in hellen Haufen, mit dem giftigen Todespuder befleckt; es war, als suchten sie mich, ihren Mörder, in ihrer Todesnot, als wollten sie mir dieses schauerliche Ende zeigen ...

Und alles in einer gräßlichen Stummheit, die noch viel lauter Anklage erhob als die gellendste Verfluchung.

»Was ist dies für eine Welt!«, dachte ich in Reue und Verzweiflung. »Was für ein mörderischer Kampf, aus dem keiner mit reinen Händen hervorgeht! Ach, lieber Gott, erbarme dich unser aller, die wir töten müssen und getötet werden!«

Am nächsten Tag konnte jedermann unangefochten durch meine Tür aus und ein gehen.

Aber ich war meines Sieges nicht froh.



*In seinem Arbeitszimmer in Villigst.*

## Der Sohn

Der Magazingeilfe Friedrich von Bünsow, ehemdem Herr auf Adlig-Bünsow in Ostpommern und Major der Reserve, im Kriege Kommandeur einer leichten Artillerieabteilung, drängte sich mit vielen anderen Angestellten und Arbeitern durch den Ausgang des Hüttenwerkes. Er verließ seinen Arbeitsplatz zur gewohnten Stunde, wie jeden Tag; aber als er einen Blick nach dem düsteren Gebirge von Schornsteinen, Hochöfen und steinernen Aufbauten zurückwarf, schien seine Miene auszudrücken: Vor allem hier heraus! Vor allem einmal so schnell wie möglich hier heraus!

Alles an ihm schien sich nach einem gierig erstrebten Ziel auszustrecken, als er nun eigentümlich beschleunigt, das versehrte linke Bein wie etwas Fremdes und Lästiges nachziehend, über das Pflaster der Vorstadt stetzte. Sein in Bitterkeit und Stolz versteinertes Gesicht, von harten Furchen senkrecht durchgraben, hatte jedoch in diesem Augenblick zugleich einen Zug von Hilflosigkeit, der Mitleid erwecken konnte. In seinen angestrengt starrenden Augen war ein schwimmender Glanz, wie in den Augen eines Kindes, das geweint hat oder sogleich weinen wird.

Herr von Bünsow war kurz vor Feierabend noch mit einem anderen Angestellten des Magazins böse zusammengeraten, wie es leider nicht selten geschah. Zornig und höhnisch hatte der Mann an seiner Seite ihm die Frage zugeschrien, ob er eigentlich noch lange den Gutsherrn zu spielen gedenke oder ob er endlich begreifen werde, dass für Gewesenes der Wucherer nichts gebe ...

So etwas mußte man herunterwürgen, und wenn man daran erstickte. Im Grunde hatten die Leute ja leider recht. Das Vergangene zehrte sich von Tag zu Tag schneller auf. Die Gegenwart aber war für Herrn von Bünsow sinnlos und nichtig, eine Kette bedrückender Niederlagen. Was blieb, war die Zukunft, auf die er sich mit der letzten Kraft seiner tief verletzten und gleichsam erblindeten Seele warf.

Die Zukunft aber, was hatte Herr von Bünsow von der Zukunft zu erhoffen? Konnte er sich verhehlen, daß seine Kraft erschreckend abnahm, während jeden neuen Tag ein großer Tropfen Müdigkeit in sein Herz sank?

Wenn Herr von Bünsow an die Zukunft dachte, so stand ihm sein Sohn Armin vor der Seele, den er mit einer leidenschaftlichen, unsinnigen, ja zornigen, eifernden Liebe liebte. Der Junge war ein Bünsow. Und zwar kein erniedrigter, versehrter, abgewrackter Bünsow wie sein Vater, sondern ein bezaubernder, glücklicher, siegreicher. Einer, auf den die Dinge zukommen mußten, dienend und erbötig ... Generationen hatten geduldig und meisterlich an diesem Jungen gebildet, um etwas Besonderes aus ihm zu machen. Nur wer wußte, in welchem Maße Herr von Bünsow sein letztes, tief verborgenes Leben mit demjenigen seines Söhnchens verklammert hatte, mochte verstehen, warum der Mann gerade heute so zitternd ungeduldig seinem Hause zustrebte. Sein Sohn wurde an diesem Tage Gymnasiast. Heute begann er den Weg, der ihn aus der stumpfsinnigen Misere herausführen sollte, die seinen Vater so zu Boden drückte.

Leider hatte Herr von Bünsow seinen Sohn nicht persönlich zur Aufnahmeprüfung in die Höhere Schule bringen können; aber er hatte ihm in milder Strenge anbefohlen, sein Bestes zu leisten und seinen Eltern keine Schande zu machen. Zwar schien es kaum denkbar, daß man einen Schüler wie Armin zurückweisen würde. Immerhin, er war eigenartig, ein Träumer, den man zuweilen gerade auf das Zunächstliegende hinweisen mußte. Ein richtiges Kind, das stundenlang mit der Katze der Wirtsleute spielen oder bei Regen aus dem Fenster starren konnte ... Nun, gottlob, soviel vermochte man als Vater gerade noch, daß man seinen Jungen auf das richtige Pferd setzte. Reiten allerdings mußte er selber. Und er würde reiten, dieser Armin. Er würde nicht als Magazingehilfe sein Leben fristen.

Herr und Frau von Bünsow hatten ihre dürftige Zweizimmerwohnung in einem großen Hause, das gleich einem vom Himmel gefallenen Würfel nackt und grau aus Lauben und Buden aller Art aufragte, genau an jener hässlichen Grenze, wo sich der Unrat der Stadt mit einer angefressenen, zerstörten Landschaft mischte. Ein Bahndamm führte unweit des Hauses vorbei, und es hatte insbesondere Frau von Bünsow anfangs einiges gekostet, sich an das Getöse der vorbeifahrenden Züge zu gewöhnen. Hinter dem Bahndamm schlich in wunderlichen Krümmungen träge ein schmutziger Fluß vorbei, an dessen Ufern Schutthalden sich türmten und allerlei wildes Buschwerk wucherte. Nur langsam verlor sich all dies Ungeordnete flußabwärts in einer reineren Landschaft.

Als Herr von Bünsow an seiner Wohnungstür geklingelt hatte und statt eines freudig herzueilenden Kinderschrittes im Innern der Wohnung den leisen, müden Schritt seiner Frau vernahm, erschrak er auf einmal sehr heftig. Er räusperte sich mehrmals, brachte jedoch kein Wort hervor, als seine Frau ihm im dunklen Flur gegenüberstand.

»Bist du da?«, sagte sie leise. »Komm bitte herein!«

Er folgte seiner Frau. Als sie sich in der Wohnstube wieder zu ihm umwandte, sah er, daß es um ihren Mund zuckte.

»Was ist?«, fragte er und starrte an der Mutter seines Sohnes vorbei auf eine gerahmte Photographie, die ihn selbst als Offizier zeigte, hoch und herrisch aufgerichtet. – »Was ist? Wo steckt Armin?«

»Er hat nicht bestanden«, flüsterte die Frau und sah ihren Mann ratlos an. »Ich habe ihn hingebacht, ich habe ihn ermahnt. Aber sie haben ihn nicht genommen.«

»Wie bitte? Was soll das heißen: nicht bestanden, nicht genommen?«, fragte Herr von Bünsow etwas töricht. Er hatte die ergrauten, stacheligen Augenbrauen wild emporgezogen, darunter quollen dem hilflos erregten die Augen weit aus dem Kopf. Er sah aus wie ein alter, kranker Raubvogel, den böse Kinder in seinem Käfig ärgern und quälen.

Die Frau antwortete nicht. Die Schultern ratlos hochgehoben, starrte sie ihren Mann immer noch an, als sollte ihr von ihm Hilfe und Trost kommen. Aber Herr von Bünsow war in seinem ganzen Leben bisher noch nicht so schrecklich von allem Trost und aller Hilfe verlassen gewesen wie in eben diesem Augenblick.

»Das ist doch wohl nicht möglich!«, stieß er ohne Stimme hervor. »So etwas gibt es doch gar nicht!«

Aber so etwas gab es offenbar doch. Die Frau hatte sich auf einen Stuhl sinken lassen. Ach, vor Zeiten einmal war sie schön und voller Leben gewesen, sie hatte in Adlig-Bünsow an der Treppe des Hauses gestanden, um die Gäste zu empfangen; aber jetzt, wie sie so kläglich in den Schoß blickte und an ihren Tränen schluckte, sah sie entsetzlich verlassen und erbarmungswürdig aus.

»Wo steckt der Junge?«, fragte Herr von Bünsow wieder.

»Na, hörst du nicht? Wo der Junge steckt, möchte ich wissen!«

»Ich weiß es nicht«, gab die Frau müde zurück. »Er ist fortgegangen, ehe zu kamst. Vor einer Weile ...«

»Und du hast ihn einfach ...? Was hast du ihm gesagt?«

»Gesagt? Was sollte ich ihm denn sagen?«

Immer wilder, verzweifelter blickte Herr von Bünsow in der öden Stube umher, in diesem verfluchten Gefängnis, das ihn nun seit vier Jahren so tückisch eingesperrt hielt. Die von überallher zusammengeliemenen Stücke der Einrichtung widerten ihn an. Die Bilder an den Wänden, darunter mehrere Aufnahmen von Adlig-Bülow, schienen ihn zu verhöhnen. Ach, diese ganze schmutzige Flüchtlingsmisere hier hatte auf einmal auch ihren letzten, allerletzten Sinn verloren. Wie war er bereit gewesen, sich zu mühen, sich demütigen zu lassen, zu sparen und zu darben um des Jungens willen! Aber nun hatte dieser kleine Taugenichts alles verdorben, mißachtet, mit Füßen getreten ...!

Ein weher, schluchzender Zorn bemächtigte sich des enttäuschten Mannes. Er verstand auf einmal die Väter, die in

wütender Verzweiflung ihre eigenen Kinder mit der Axt totschlugen. Er stürzte aus dem Zimmer. Die Wohnungstür schnappte mit einem bösen kleinen Knall hinter ihm zu; er hörte seinen Namen von drinnen rufen, aber schon war er auf der Treppe, vor dem Hause ...

Durchgefallen! schrie es in ihm. Mein Sohn! Mein Sohn! Nicht angenommen! Nicht gut genug für diese Schufte! Er wußte nicht, wo er sich hinwenden sollte in seiner stechenden Qual. So lief er blindlings in die Dämmerung hinaus. Wie ein krankes, waidwundes Tier suchte er einen Winkel, ein Loch, ein tiefes, sicheres Versteck, um zu vergehen, zu verenden, zu verrecken in seiner Schande ...

Er stand auf dem Bahndamm. Schweratmend. Ein Zug brauste vorbei. Es war ein Schnellzug, hinter dem letzten Wagen wirbelte der Luftdruck kleine Steine auf ... Langsam stieg Herr von Bünsow über die Geleise.

»Es hat keinen Zweck mehr!«, sagte er laut und empfand eine grausame Lust daran, sich selbst das Todesurteil zu sprechen. »Ich schaffe es nicht mehr. Ich werde nicht mehr, was ich war. Ich bekomme nicht mehr den Kopf über Wasser. Nun gut.«

Er schritt langsam zwischen den Schienen entlang, von Schwelle zu Schwelle, mit tiefgesenktem Kopf, als suche er etwas Verlorenes zwischen all dem Holz und Eisen.

Dem Jungen aber, dachte er weiter, dem Jungen haben sie unrecht getan. Ganz gewiß. Er ist ein besonderes Kind. Er denkt vielleicht ein wenig langsam, er entwickelt sich nicht so flink wie andere, aber – man muß solch ein Kind verstehen. Man muß es mit dem Auge der Liebe betrachten, man muß ihm Zeit lassen. Schließlich hat es Flucht und Mord und Brand und Hunger hinter sich ... Aber wen kümmert das hier? Sie haben ihn nur mit ihrem Bandmaß gemessen, meinen kleinen Armin, mit ihrem geistigen Bandmaß! – Oh, dachte Herr von Bünsow, was ist dies für eine Welt geworden, die nur noch misst, was sich messen lässt. Aber was im Verborgenen lebt, sieht sie nicht, das Edelschöne,

den Keim, die Seele, all das Schlummernde, Scheue, Zarte, das in der Knospe wartet ...!

Er stolperte flußwärts den Bahndamm hinab, unter schweren, dunkel ziehenden Wolken. Ein paar Tropfen fielen. Herrn von Bünsow kam plötzlich der Gedanke: Aber wo ist er jetzt eigentlich? Allen Ernstes, wo mag der Junge jetzt eigentlich sein?

Er war auf einmal gar nicht mehr zornig. Er sah das feine Gesicht seines Sohnes vor sich, so wie es heute während der Arbeit immerfort vor seiner Seele gestanden hatte. Er sah ihn in der fremden Schule sitzen und warten, etwas verloren und bänglich; er sah ihn geprüft und – fortgeschickt werden. Mit der erschrockenen Mutter sah er ihn still nach Hause gehen ... Wo ist er?, dachte er. Sie haben ihn gekränkt, sie haben ihm wehgetan, so ein Kind kann sich nicht wehren. Sie haben ihn fortgeschickt wie etwas, was unnütz ist. Er sah den in Tränen schwimmenden, fragenden Blick des Kindes genau auf sich selbst gerichtet; er sah die dunkle weiche Locke in der Stirn, die schmale, gebogene Nase, die er »vom Vater hatte«, den weich geöffneten Mund, der ihn der Mutter ähnlich machte ... Wo ist er?, dachte er wieder, und seine Kehle presste sich zusammen. Wo ist er, um Gottes Willen? Es wird ihm ja wohl nichts zugestoßen sein?

Jenseits des Bahndammes sah man auf einmal einen hageren, langen, ungeschickten Herrn laufen, immer schneller; es nahm sich kläglich und unschön aus, er schleppte sein versehrtes Bein unwillig hinter sich her wie einen Stock. Aber er lief, er lief, das verzerrte, ausgemergelte Gesicht bald hierhin, bald dorthin gewandt! Wieder erinnerte er an einen kranken alten Raubvogel, aber nun an einen solchen, der in der fremd gewordenen weiten Welt ängstlich und flügellahm umhertorkelte ...

Er stand am Ufer des Flußes und starrte in das schmutzegraue Wasser, das sich gleichgültig vorüberschob. Er bog die Weidensträucher auseinander, reckte den Hals mit

kurzen kleinen Rucken, eilte wieder voran zwischen Schutthaufen und Kehrlichtbergen, am Flußufer aufwärts, bis die Schutthalden endeten und eine ruhige, liebliche Landschaft ihn umgab wie ein Gesang.

Das Herz schlug ihm zum Zerspringen. Er wollte rufen, aber er konnte nicht. Er wußte, daß nichts antworten würde, und er fürchtete sich davor, nur seine eigene Stimme zu hören. Keuchend, immer von dieser unsinnigen Angst getrieben, lief er zwischen den Weidenbüschen kreuz und quer. Er dachte: Wenn ich ihn jetzt finde, wenn ich ihn jetzt ... so finde, dann – dann ... O hört es alle, ich verlange nichts, nichts mehr von diesem Leben! Nichts, nichts, nichts, nichts! Nur daß ich ihn nicht so finde ...!

Er lallte wie ein Irrer, während sich sein Fuß in dem sumpfigen Dickicht verfing ...

Und dann sah er seinen Sohn. Er saß auf einem flachen Hügel unmittelbar am Flußufer, halb verborgen durch ein Gebüsch. Ganz still saß er da, die weiße Katze des Hauswirts an sich gedrückt, und starrte wie im Traum auf den Fluß zu seinen Füßen. Sein blaues Mäntelchen hatte er vorn geöffnet, um die Katze ganz nahe und warm bei sich zu haben. Und so schauten beide, das Kind und das Tier, mit dem gleichen verlorenen Blick ins fließende Wasser.

Herr von Bünsow blieb stehen, die Hand auf das furchtbar pochende Herz gepresst. Schwarze Schleier wallten vor seinen Augen, er war ein wenig zu rasch gelaufen.

Das Kind!, dachte er. Da ist es ja, das Kind! Da ist es ja, mein Gott im Himmel!

Der Knabe wandte sich um, erkannte den Vater, blieb aber sitzen, während er die Katze immer noch an sich drückte. Ein schüchternes, fragendes Lächeln breitete sich langsam auf seinen lieblichen Zügen aus.

»Vater!«, sagte er leise.

Herr von Bünsow ließ sich neben seinem Sohn auf die kalte, feuchte Erde nieder. Noch immer pochte sein Herz sehr stark; er konnte nicht sprechen. Er schlang den Arm

um das Kind, drückte es an sich, den heißen, schwimmenden Blick auf das strömende Wasser gerichtet. Es war so gut, den Fluß zu sehen, wie er in der Dämmerung unaufhörlich rann und rann, mit immer neuem Wasser, und die schweren schwarzen Wolken darüber, aus denen hin und wieder ein paar Tropfen fielen ...

Friede war hier. Seit sein Leben sich so zum Schrecklichen und Finsteren gewendet hatte, war noch nie ein solcher Friede in des Mannes Brust gewesen. Mit weicher, schwankender Stimme fragte er endlich: »Was ist, Armin? Haben sie dich nicht genommen?«

»Nein, Vater«, antwortete das Kind. »Aber ich darf es noch einmal versuchen.«

Sie saßen da, eng umschlungen, starrten auf das fließende Wasser. Auch die Katze war bei ihnen geblieben, sie drehte ein paarmal weich den schönen Kopf, drückte sich schnurrend an den Knaben. Es begann nun doch richtig zu regnen.

»Schön ist es hier«, sagte der Knabe. »Das Wasser raschelt immer so, dort im Bogen.«

»Ja«, antwortete der Vater. »Im Sommer müssen wir öfter hergehen, Armin. Mit Mutter.«

Es regnete stärker. Die Katze hob den Blick zu den Menschen auf. Armin sagte: »Die Katze läuft mir immer nach, wenn ich aus dem Haus gehe.«

»Magst du sie gern?«, fragte Herr von Bünsow. »Zu Hause hatten wir viele schöne Katzen. Ich mochte aber Hunde lieber.«

»Hm, wenn sie nicht beißen«, nickte der Junge. »Es regnet, Vater. Wollen wir nach Hause gehen?«

»Meinetwegen. Komm!«

Sie erhoben sich. Es dunkelte. Der Mann blickte sich um. Welch ein Friede über dem Land! Welch ein schöner, großer Friede weit und breit!

»Ist Mutter noch traurig?«, fragte der Knabe, während sie da noch auf dem Hügel standen.

»Ich glaube nicht«, antwortete der Vater. »Komm jetzt! Laß die Katze laufen!«

»Ich will sehr fleißig sein!«, stieß Armin auf einmal heftig hervor.

»Das ist recht, mein Kind. – Schlag dir den Kragen hoch! So. Knöpf den Mantel zu. Komm. Gib die Hand!«

Und so schritten sie heimwärts unter den dunklen, trägen Regenwolken, am Fluß und an den Weidenbüschen entlang, später über die Schutthalden hinweg.

Sie erklimmen den Bahndamm und sahen hinter den Regenschleiern das nackte, häßliche Haus aufragen, in dem sie wohnten. Der Regen war sehr stark geworden, Vater und Sohn triefen vor Nässe.

Als sie den Bahndamm auf der anderen Seite wieder hinabgestiegen, fühlte Herr von Bünsow den Druck von seines Sohnes Händchen ein wenig fester werden.

Er will mir hinunterhelfen, dachte er und war ganz glücklich.

## Aus »Das Lamm«<sup>1</sup>

Eines Tages im späten Sommer fragte Bernd seinen Vater:  
»Wollen wir das Lamm nicht zum Bock bringen? Wir könnten im Frühjahr wieder ein Lämmchen haben. Und Milch.«

»Nein«, sagte der Vater nur.

»Und der Stall?«, fragte die Mutter, wie schon im Frühjahr.

»Was soll mit dem Stall werden? Die Koksschütte brauchen wir doch jetzt bald wieder.«

»Anfang Oktober werden wir schlachten«, sagte der Vater.

Nach diesen Worten ging Bernd hinaus. Es war Abend. Als er sich der Koksschütte näherte, die aus rohen Bohlen gezimmert und mit Teerpappe gedeckt war, begann das Lamm drinnen zu blöken und gegen die Wand zu brollern. Das tat es immer, wenn es den Jungen hörte. Bernd öffnete die Tür und packte im Dunkeln die schmale, eisenharte Stirn, die sich ihm entgegendrängte. Er hatte am Nachmittag neues Stroh gestreut; dessen Duft mischte sich jetzt mit dem süßlichen, würzigen Geruch des Lammes. Bernd schloß die Tür hinter sich. Er ließ sich auf das Stroh nieder, und das Lamm stand neben ihm. Er fühlte seine weiche Schnauze an seinen Händen.

»Sie wollen dich schlachten«, sagte er.

Und er dachte an seinen Traum. An die Angst, die er bei dem niederzuckenden Messer empfunden hatte. Es war dumpf und still im Stall. Ein Zugsignal zerriß die Nacht, scharf und weh. Hämmer fielen irgendwo klingend nieder. Ein- oder zweimal rauschte neben der Kokshütte der Kirschbaum auf.

»Anfang Oktober«, sagte Bernd. »Jetzt ist Ende August.«

Das Lamm hörte auf zu schnuppern. Er zog es zu sich auf das Stroh herab. Zu zweit saßen sie und sahen in die Finsternis. Bernd dachte an die Zeit, in der das Lamm klein

---

<sup>1</sup> Verfilmt von Wolfgang Staudte, 1964.

gewesen war, mit seinem schneeweißen Fellchen; er dachte an seine Krankheit, und wie es unter den Steinen der Jungen geblutet hatte. Immer war es geduldig und fröhlich gewesen; ein wenig neugierig. Und so dumm, daß es sich einmal fast selbst erwürgt hatte.

Nach einer Weile stand er wieder auf. Er öffnete die Tür des Stalles und ging zum Haus zurück.

»Und nun soll es sterben«, dachte er.

Nachts kam Regen. Der Junge erwachte, weil er ein Plätschern bei den Regentonnen hörte. Er mußte wieder an das Lamm denken; und schon hörte er auch, wie es sich im Stall regte.

»Vielleicht ist die Dachpappe undicht geworden«, dachte er.

Er schlug sich einen Mantel über den Kopf und ging hinaus. Aber nein, der Stall war trocken. Das Lamm stand in einer Ecke und blökte schläfrig. Alles in Ordnung. Bis er wieder einschlief, hörte Bernd auf das Plätschern in den Regentonnen und lauschte nach der Kokshütte hin ...

Später wachte er noch einmal auf. Draußen war alles still. Er stand auf, blickte zum Fenster hinaus und sah, daß der Himmel ganz voller Sterne hing.

Im September hörte das Gras zu wachsen auf; es wurde hart und matt. Der Staub der Wege lag auf den Halmen. Unablässig wanderte Bernd mit seinem Lamm umher, um gute, grüne Stellen zu finden, und abends holte er von den Feldern der Bauern Rüben, damit das Lamm auch im Stall noch zu fressen fände. Bernd wurde naß und fror. Durch die dicke, ölige Wolle des Lammes drang der Regen nicht. Mit der Wende zum Oktober änderte sich das Wetter. Ein heller Wind wehte über die Felder und kehrte die Blätter an den Bäumen um. Dicke Wolken wanderten eilig über den blauen Himmel, auf Holland zu.

Als Bernd an einem dieser schönen Tage abends das Lamm heimbrachte, sah er seine Mutter im Garten; sie schnitt Asters und Dahlien zu großen Sträußen, denn jede Nacht

konnte der Frost kommen. Auch war der folgende Tag ein Sonntag. Später am Abend, als sie in der Küche beim Essen saßen, sagte Arnold Dickhues: »Montag früh werden wir das Lamm schlachten. Ich habe Freischicht.«

»Du selbst?«, fragte seine Frau. »Willst du selbst es schlachten?«

Der Vater antwortete: Nein, das werde der Mann tun, von dem er das Lämmchen im Frühjahr bekommen habe. Bernd erschrak sehr.

In den vergangenen Wochen hatte sein Vater nie mehr davon gesprochen, daß das Lamm geschlachtet werden sollte, und Bernd hatte sich eingeredet, wenn nur keiner mehr davon spräche, so würde auch der Vater seinen Vorsatz vergessen. Aber er hatte sich geirrt.

Mit bebender Stimme bat er: »Laßt uns das Lamm doch behalten.«

»Warum?«, fragte sein Vater.

Darauf wußte Bernd so rasch keine Antwort.

»Weshalb denn?«, fragte auch die Mutter. »Und wo soll es im Winter bleiben?«

»Ich baue ihm einen Stall«, sagte der Junge.

»Du?«, lachte der Vater. »Wovon?«

»Er mag das Lamm so gern«, erklärte die Mutter mitleidig.

»Ich weiß«, sagte der Vater und schlug Bernd freundschaftlich auf die Schulter. »Du brauchst ja nicht zuzusehen. Mittags, wenn du aus der Schule kommst, ist alles erledigt.«

»Montag fangen die Ferien an.«

»Gut. Dann mach, was du willst, bis wir das Lamm geschlachtet haben.«

»Aus seiner Wolle bekommst du einen Pullover«, fügte die Mutter hinzu und sah den Jungen an.

Bernd starrte vor sich hin und sagte: »Ich lasse es nicht schlachten.«

»Hoho!«, rief sein Vater aus. »Das hast du wohl zu bestimmen.«

Bernd sagte hierauf nichts. Aber es traten ihm die Tränen in die Augen.

»Schafe sind doch nun einmal dazu da, daß sie geschlachtet werden«, fuhr der Vater begütigend fort.

»Aber warum schon jetzt? Warum nicht im nächsten Jahr?«

»Ich will es dir sagen«, antwortete Arnold Dickhues und stand auf. »Das Lamm gehört eigentlich gar nicht zu uns. Der Kollege, von dem ich es habe, ist mit Futter knapp gewesen, und ich dachte, wir könnten es gut satt machen. Dafür sollen wir die Hälfte von Fleisch und Wolle bekommen. Herrgott, der Mann will es nun einmal jetzt schlachten.«

Bernd stand auf. »Das Fleisch und die Wolle«, dachte er und schluckte an seine Tränen. »Das Fleisch und die Wolle.«

Der Sonntag kam. Auf den Feldern glänzten die Erdschollen. Als Bernd mit seiner Mutter zur Kirche ging, sah er bei der Pforte noch einmal zu seinem Lamm zurück. Es stand im letzten Leuchten des Herbstgartens und blickte ihm nach.

»Wie allein es immer war!« dachte er plötzlich. »Niemals ist es mit anderen Schafen zusammengewesen. Auch nachts war es immer allein.«

Nach dem Mittagessen fragte ihn sein Vater: »Kommst du mit, Bernd?«

Arnold Dickhues ging fast jeden Sonntag nach Dortmund zum Fußballspiel, wenn er nicht auf Schicht mußte; und meistens nahm er den Jungen mit. Aber heute schüttelte Bernd den Kopf.

Als sein Vater fort war, nahm er das Lamm und zog mit ihm ins Freie. Immerzu mußte er es ansehen, wie es da sprang und fraß.

»Es weiß von nichts«, dachte er.

Je tiefer die Sonne sank, desto dunkler wuchs Angst in ihm auf. Kahl, abgehakt und verlassen standen Mietshäuser auf

angefangenen Straßen mitten im Brachland. Verwitterte Bauernhöfe wehrten sich traurig gegen den Schatten, der von der Stadt her über ihre Dächer und Fenster kroch ... Am liebsten hätte Bernd das Lamm gar nicht mehr nach Hause gebracht. Aber was sollte er tun? Er nahm den schmalen Kopf des Tieres in seine Hände und betrachtete ihn genau: die weißbehaarte, kantige Stirn, die hin- und herflappenden Ohren, die schnuppernde Plattnase, die golddurchwirkten Augen mit den tief eingesenkten Winkeln ... Und plötzlich überfiel ihn mit aller Gewalt die Vorstellung: »Morgen. Morgen früh. Erst werden sie es abscheren, und dann schlagen sie ihm einen Hammer auf den Kopf und stechen es in den Hals. Es wird seufzen und sich ausstrecken, und dann ist es tot.«

Dies war nicht zu begreifen. Der Junge kannte jede Regung an seinem Lamm; er hatte den Sommer über mit ihm geredet und gespielt. Und nun sollte es stumm und starr daliegen, mit gebrochenem Auge ...

Er ließ das Lamm aus seinen Händen. Gleich fuhr es fort, an dem filzigen Herbstgras zu rupfen. Von Zeit zu Zeit schüttelte es seinen wolligen Pelz und sprang senkrecht in die Höhe, als wisse es sich vor Freude nicht zu lassen.

Beim Abendbrot sprachen die Eltern freundlich mit ihrem Jungen.

»Hast du es dir überlegt?« fragte der Vater.

Bernd antwortete nichts. Er schüttelte nur den Kopf und biß die Zähne aufeinander.

»Du hast das Tierchen gern gehabt, nun ja«, fuhr der Vater fort. »Aber eigentlich bist du doch zu groß, um mit einem Schaf zu spielen. Du mußt dir einen Freund suchen. Oder eine Freundin.«

Als der Junge ihn mit brennendem Blick ansah, fügte Dickhues rasch hinzu: »Versteh mich recht.«

»Er ist immer zu viel allein gewesen«, äußerte die Mutter, als sei Bernd gar nicht anwesend. »Schon als kleines Kind

hat er sich vor anderen Kindern gefürchtet. Dadurch ist es so gekommen mit dem Lamm.«  
»Das meine ich ja. Langsam muß er jetzt ein Mann werden.«  
Aber Bernd hörte gar nicht auf die Reden seiner Eltern. Er dachte in einem fort nur: »Es darf nicht sterben. Es darf nicht sterben«.



*Jugendbildnis, undatiert.*

## *Nachwort*

### Willy Kramp – Dichter aus christlicher Verantwortung

Meine erste Begegnung mit Willy Kramp kam durch einen Zufall zustande. 1982 unterrichtete ich am Gymnasium in Bergkamen einen evangelischen Religionskurs, an dem gleich zwei Schülerinnen aus Familien teilnahmen, die in der Kirche eine Rolle gespielt haben. Da war eine Tochter aus dem Hause von Bodelschwingh, deren Großonkel Friedrich sich 1933 zum Reichsbischof wählen ließ, um für die Kirche Schadensbegrenzung gegen Hitler und seine Deutschen Christen zu erreichen. Ein Versuch, den er nach einem halben Jahr resigniert aufgab, um zurückzugehen zu den Bodelschwing'schen Anstalten, die sein Vater ausgebaut hatte, und wo er mit Erfolg die Behinderten gegen Hitlers Euthanasieprogramm schützte. Und da war Katharina Kramp, Enkeltochter von Willy Kramp, der von Anfang an der Bekennenden Kirche angehört hatte, der als Offizier im Weltkrieg am Rande zum Kreisauer Kreis gehörte und das Glück hatte, dass im letzten Moment eine Liste mit den Namen von Verschwörern, auf der auch seiner verzeichnet war, vernichtet wurde. Nach dem Krieg war er an den Planungen zur Gründung des Kirchentags beteiligt. Teile des Religionscurriculums ließen sich als Familiengeschichte abhandeln, was wir bis zu einem gewissen Grade auch gemacht haben.

Irgendwann lud mich Katharina zu einem Besuch bei ihrem Opa ein. Sie hatte ihm von mir und mir von ihm erzählt. Also fuhren wir nach Schwerte, in den Vorort Villigst, wo Willy Kramp mit seiner Frau in einem abgelegenen Haus über der Ruhr wohnte. Es war ein schmaler Weg, der zu seinem Haus führte und der wirkte, als führe er direkt ins Grüne. Dass an seinem Ende noch jemand wohnte, muss jeden Erstbesucher überrascht haben. Es war ein Wohnort, den Max von der Grün in einem seiner Texte

erwähnt hat. Als junger Mann war er mit seinem Moped die Ruhr von der Quelle bis zur Mündung entlang gefahren und hatte einen Reisebericht darüber geschrieben. Als er an Schwerte vorbeifuhr, hob er den Kopf und erinnerte sich des Kollegen, der dort oben wohnte und schrieb.

Willy Kramp hatte sich zurückgezogen. Er hatte den Blick frei auf die Natur, er konnte seinen Gedanken nachhängen und sich auf das konzentrieren, was ihm am wichtigsten war. Das Schreiben. Es war ein Arbeitsrahmen, dem ich mich in jener Zeit selbst langsam annäherte. Die Zeit der agitprophatischen Literatur, die sich direkt einmischt in den gesellschaftlichen Alltag, ging für mich gerade zu Ende.

Es war ein freundlicher Mann, der mich empfing, mit einem verschmitzten Lächeln, das sich vor allem an den kleinen Fältchen um die Augen zeigte. Kramp litt damals schon unter seiner Krebserkrankung, unter dem Darmkrebs. Von dieser Krankheit merkte ich jedoch nichts. Kramp wirkte belastbar und steckte voller Pläne.

In dem Gespräch ging es um jene Themen, die uns später auch in unserem Briefwechsel beschäftigten. Um handwerkliche Probleme des Erzählens, um den Anteil des Politischen in den Texten, wobei wir uns bei allen Unterschieden im Detail im Grundsatz einig waren. Nur so viel an Aussage, wie sich glaubwürdig aus den Personen und der Handlung entwickeln ließ. Nur ja keine Tendenzliteratur. Für mich galt das im Politischen, für ihn im Christlich-Theologischen.

Er schrieb gerade an seinem Buch »Wider die Krebsangst« und hat darin mit der für ihn so typisch sanften Ironie diese Begegnung erwähnt. In einem seiner Briefe an mich fragte er mal, was das wohl sei, der typisch »Kramp'sche Humor«, den ihm alle seine Freunde attestierten. Ich glaube, genau das war es, jene sanfte Ironie, die niemals bissig war und die auf keinen Fall verletzte.

D. Dr. Willy Kramp

5840 Schwerte-Villigst  
Ruheweg 27  
Tel. (02304) 7668  
15. September 1985

Mein lieber Herr Peuckmann,

Über Ihren Brief vom 4. September habe ich mich aufrichtig gefreut. Ich war lebenslang, was die Qualität meiner wenigen Gedichte betrifft, ziemlich unsicher. Sie sind ja in ganz verschiedenen Phasen, unter jeweils sehr verschiedenen Umständen entstanden, teils noch in sehr glücklichen Stunden in Ostpreußen, teils in Gefangenschaft und schließlich auch hier in der neuen Heimat. Es ist ja aber doch so, daß dem 'geborenen Erzähler' das Sagbare vorwiegend in Prosa zuwächst. Und auch das Erzählen (so oft es eine Qual ist!) kann in gesegneten Stunden ein Glück sein.

In Ihren Erzählungen aus dem Ruhrgebiet haben Sie eine sehr eindringliche Form des Erzählens gefunden; auf dieser Linie sollten Sie weiterarbeiten, denn dieser Acker ist noch wenig bearbeitet. Das Schöne ist, daß Sie nicht aufdringlich tendenziös schreiben (wie etwas Max von der Grün), sondern daß Sie die Dinge sich aus ihrer eigenen Wahrheit heraus entwickeln lassen.

Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie mein Opus besprechen wollen; aber auch wenn Sie es nicht tun, ist es mir ein lieber Gedanke, die Gedichte in Ihrer Hand zu wissen.

Der von Ihnen annoncierte Journalist hat sich bei mir noch nicht gemeldet. Ich bin zur Zeit ganz in meine 'Chronik einer Genesung' versunken, habe wenig 'Bock', mich öffentlich zu äußern. Warten wir's ab.

Bitte grüßen Sie Ihre liebe Frau (bringen Sie selbige doch einmal nach Villigst!) und seien Sie selbst herzlich begrüßt!

Ihr



*Dokument einer Dichter-Freundschaft. Brief Willy Kramps an Heinrich Peuckmann vom 15. September 1985.*

Er hatte damals noch vier ertragreiche Jahre vor sich, und es ist fast ein Widersinn, dass er 1986 nicht am Krebs starb, dessen angstausslösende Wirkung er tatsächlich überwand, soweit das möglich ist, sondern an einer Gehirnblutung.

Willy Kramp wurde 1909 in Mühlhausen im Elsass geboren, wo er seine frühe Kindheit verbrachte. Sein Vater war Eisenbahner. Die Familie blieb im Elsass, bis sich die Front des Ersten Weltkriegs näherte, dann floh sie mit einem Flüchtlingszug, den der Vater organisierte, nach Pommern, wo die Familie Verwandte hatte und bei einem Onkel, der Förster war, in einem Jagdhaus unterkam.

Der Vater starb früh, die Mutter musste sich und ihre Kinder mit einer geringen Rente durchbringen. Um ihren Kindern Stabilität zu geben, suchte sie die Nähe zur Kirche und trat einem Guttemplerorden bei. Willy Kramp bestand das Abitur und begann ein Lehrstudium, zuerst in Berlin, später in Königsberg, wohin ihm sein älterer Bruder Erich folgte, der ein theologisches Studium begonnen hatte. Über ihn und die Königsberger Arbeitskreise der Kirche, zu denen die bekannten Theologen Schniewind und Iwand gehörten, deren Bibelkommentare mich später in meinem Theologiestudium beschäftigten, fand Kramp früh Kontakt zur Bekennenden Kirche. In diesen Kreisen mit ihren Andachten, Diskussionen und Wochenendausflügen erhielt er die entscheidenden Anregungen, die sein späteres Leben prägen sollten.

Neben der Theologie bewegte ihn die Literatur. Tolstoi und Dostojewski gehörten zu seiner bevorzugten Lektüre. Kramp begann, Gedichte zu schreiben und auch schon den Roman »Die Fischer von Lissau«, mit dem ihm 1939 ein erster literarischer Erfolg gelang. Es ist eine Geschichte, die in einem Fischerdorf spielt und in dem die naturalistisch dargestellten Fischer ihre etwas derbe, unreflektierte Religion gegen Aberglauben und Atheismus zu verteidigen haben.

Kramp unterrichtete seit Mitte der dreißiger Jahre an einer privaten Mädchenschule, nach der Heirat mit seiner Frau Lenchen und der Geburt des ersten Kindes reichte das Gehalt aber nicht, sodass er, nicht mit dem drohenden Weltkrieg rechnend, die harmlos erscheinende Stelle eines Heerespsychologen annahm. Eine Entscheidung mit Folgen. Durch Major Hößlin, der ihn als Ordonnanzoffizier anforderte, kam er mit dem Widerstand in Berührung, wurde nach dem Scheitern des Putsches aber unter Hößlins weiser Voraussicht an die Ostfront geschickt, wo er nur noch von der Verhaftung und Hinrichtung seines Vorgesetzten hörte. Die Gruppe Hößlin war dazu ausersehen gewesen, bei Gelingen des Putsches den Gauleiter und Oberpräsidenten Koch zu entmachten und die Macht in seiner Provinz zu übernehmen. Kurz vor Kriegsende geriet Kramp in russische Gefangenschaft und kam erst 1950 zurück, diesmal ins Ruhrgebiet, wohin ihm seine Familie vorausgezogen war.

Kramp hat über die Kriegserlebnisse sein bestes Buch geschrieben, den Bericht »Brüder und Knechte«, den der »Brunnen-Verlag« im Jahre 2000 in einer preiswerten Taschenbuchausgabe neu aufgelegt hat. Das Buch war ein großer Erfolg, wochenlang stand es in der Bestsellerliste des »Spiegel«.

Der erste Teil beschäftigt sich mit dem Widerstand, er protokolliert detailliert die internen Diskussionen zwischen den Verschwörern, ihre Skrupel, ihre Hoffnungen, aber auch die Gespräche während der Offiziersabende, in denen die Verschwörer mit jenen blind gehorsamen Nazioffizieren zusammentrafen und es ihnen schwerfiel, sich bei den Gesprächen über den Fortlauf des Krieges nicht selbst zu veraten. Wobei gerade Hößlin derjenige war, der am wenigsten mit seiner Abneigung gegen Hitler hinter dem Berg zu halten vermochte und der damit sich und andere gefährdete. Das Bild eines entschlossenen, ehrlichen Offiziers entsteht vor den Augen des Lesers, getragen von einer fast

jugendlichen Unbekümmertheit. Wobei, dies nebenbei, die Leute des Kreisauer Kreises, getragen von ihrem christlichen Anspruch und in ihrem Bündnis mit linken Kräften, eine relativ klar entwickelte demokratische Vorstellung für die Zeit nach den Nazis hatten.

Der Putsch misslang, »die Katze im Sack gehabt«, notiert Ernst Jünger, »und wieder rausgelassen«, und Hößlin vernichtet unsichtig alle Papiere, die Kramp und die anderen hätten belasten können. Wozu waren überhaupt die Listen mit den Namen der Verschwörer nötig, die es den Nazis später so leicht machten, sie zu enttarnen und hinzurichten? Sie waren es, weil sich die Verschwörer untereinander nicht kannten und im Falle eines Gelingens des Attentats sofort jene Offiziere bei den einzelnen Truppenteilen anrufen mussten, die dazugehörten, damit sie die Macht übernahmen. Man musste sicher sein, die richtigen Leute anzusprechen, auf keinen Fall die falschen.

Dieser erste Teil des Buches ist ein spannender Bericht, weil er die Gedankengänge der Verschwörer nachzeichnet und die Bedrohung spürbar werden lässt, unter der sie standen. Im zweiten Teil schildert Kramp seine Erlebnisse an der Front bis hin zur Gefangennahme und seine Zeit in russischer Gefangenschaft. Es ist ihm hier nicht gut ergangen, aber Kramp vermeidet jede pauschale Verurteilung der Sowjets, er weiß, wer die wirklichen Verursacher waren, die ihn in diese Situation gebracht haben. Als irgendwann ein deutscher Offizier stöhnt, so schlimm wie die Russen seien die Deutschen nicht mit ihren Gefangenen umgegangen, erzählt Kramp ihm, was er hat sehen müssen. In dem Lager, in dem sie jetzt waren, starben einige an der Ruhr, in einem Gefangenenlager mit russischen Gefangenen in Deutschland dagegen waren alle an der Ruhr erkrankt, und sie hungerten so sehr, dass sie übereinander herfielen. Eine Aussage, die den anderen beschämt.

In dieser Extremsituation geht es ihm aus christlicher Verantwortung um eines: wie weit zwingt die Situation den

Menschen, und damit auch ihm selbst, ihr Handeln auf und macht ihn zu ihrem »Knecht«, wieweit gelingt es ihm und seinen Mitgefangenen, sich dem zu entziehen und wenigstens momenthaft Bruder des anderen zu bleiben. Wie weit gelingt es in der Not, zu teilen, den Schwächeren zu schützen und ihm die Hoffnung zu erhalten. Kramp protokolliert ehrlich, verteidigt sich nicht, wo er selbst Schwäche zeigt, sondern schildert sein eigenes Versagen offen, und der Leser spürt die Beschämung, die der Autor dabei gefühlt haben muss.

Kramp steht in Opposition zum Sowjetregime, er macht daraus keinen Hehl, sein christliches Menschenbild lässt ihm gar keine andere Möglichkeit. Und weil die Sowjets spüren, dass hier ein ganz anderes Menschenbild wirkt, welches in Konkurrenz zu ihrem steht, lassen sie es ihn büßen, stecken ihn in Einzelhaft und werfen ihm faschistische Umtriebe vor, obwohl sie aus den Briefen an ihn längst wissen, dass er zur Bekennenden Kirche gehörte und im Widerstand gegen Hitler sein Leben riskiert hatte.

Ein spannendes Buch, das gerade durch die Form des Berichts Diktatur und deren Folgen spürbar werden lässt. Kramp hatte sich zu dieser Form erst durchringen müssen. Er hatte vorher versucht, den Stoff in Form eines Romans zu verarbeiten, war daran aber immer wieder gescheitert.

Nach seiner Rückkehr arbeitete er in den fünfziger Jahren als Leiter des evangelischen Studienwerks in Villigst, hatte stets ein offenes Ohr für die Nöte seiner Studenten und litt zusehends darunter, nicht genug Zeit zum Schreiben zu haben. Deshalb hat er das abgelegene Häuschen gekauft, in dem er bis zu seinem Lebensende gewohnt hat, hat es ausgebaut, sein Arbeitsverhältnis beendet, sich ab 1957 ganz auf das Schreiben konzentriert und hat davon leben können.

Mit der Erzählung »Das Lamm«, 1959 erschienen und von Wolfgang Staudte verfilmt, kam er im Ruhrgebiet an, in

einer Landschaft mit einem Menschenschlag, der ihm am Anfang fremd gewesen sein muss.

Ein Junge möchte sein Lamm retten, das geschlachtet werden soll, flüchtet heimlich mit dem Tier, macht sich auf den Weg durchs Ruhrgebiet, trifft unterwegs merkwürdige Leute, rettet das Lamm auch, aber an seiner Stelle wird ein anderes geschlachtet. Die christliche Symbolik vom Opfertod ist unschwer zu erkennen, obwohl im Grunde nichts über Religion erzählt wird.

Es waren Bücher, die ich erst später, nach unserer ersten Begegnung, las.

In die Zeit unseres Kontaktes fiel die Veröffentlichung der Erzählung »Das Versteck«, die ich sofort las und die mir sehr gefiel. Es war die Zeit der großen Friedensdemonstrationen gegen die Nachrüstung, als Willy Kramp, der ehemalige Offizier, die Geschichte eines Deserteurs erzählte. Mit Sohn (Michael) und Enkeltochter (Katharina) verbringt der Erzähler einen Kurzurlaub in einem Ferienhaus im Hessischen, um an einem literarischen Text zu arbeiten. Der autobiographische Einstieg ist also unverkennbar. Zufällig findet der Erzähler in einem Buch, das er aufschlägt, einen Zeitungsartikel über den Waldmenschen Engelbert Lohmeier, der über vierzig Jahre lang einsam in den hessischen Wäldern gelebt hat. Gerade in jenem Haus, in dem die drei ihre Ferien verbringen, wurde er geboren. Erste Auskünfte eines Dorfbewohners ergeben, dass Engelbert 1918 desertiert ist und nach Kriegsende keinen Anschluss mehr an das normale Dorfleben gefunden hat. Im Gespräch mit Sohn und Enkeltochter entwickelt der Erzähler nun Engelberts Geschichte, erfindet sie neu, wobei vieles, was sich der Erzähler, angeregt durch die Einwände von Sohn und Enkeltochter, ausdenkt, später von den Dorfbewohnern bestätigt wird. Es wird also nicht einfach nur eine Geschichte erzählt, es wird gleichzeitig berichtet, wie eine literarische Geschichte überhaupt entsteht. Anregung für

die Entwicklung eines Plots und das Verbessern des schriftstellerischen Handwerkszeugs.

Die Leitfrage bei der Entwicklung von Engelberts Lebensgeschichte bleibt natürlich, warum er nach seiner Desertion nicht zurück nach Hause gegangen ist, und die Antwort darauf ist erschreckend. Sie wirft ein bezeichnendes Licht auf einen Abschnitt deutscher Geschichte im letzten Jahrhundert. Für viele in Engelberts Dorf waren nämlich nicht der Kaiser, seine Militärs und die Rüstungsindustriellen Schuld an ihren Kriegsleiden, sondern solch ein Deserteur wie Engelbert, den sie für den verlorenen Krieg verantwortlich machten. Engelbert Lohmeier hatte also allen Grund, wieder in jenes Waldversteck zu flüchten, in dem er die Zeit bis zum Kriegsende ausgeharrt hatte.

Es war ein mutiges Buch, das Willy Kramp da veröffentlicht hatte und das Partei ergriff in einer Zeit, in der durch Nachrüstung neue Kriegsangst aufkam. Es war eine literarische Reaktion auf die Massendemonstrationen, die damals die Innenpolitik bestimmten.

Ich schrieb eine Rezension, weil ich Kramps Erzählung größtmögliche Verbreitung wünschte, kritisierte die Diminutive, die er etwas reichlich verwendet hatte und lobte Inhalt und formale Umsetzung.

Willy Kramp freute sich. » ... daß Sie einige Diminutive und ›liebliche‹ Formulierungen nicht besonders goutieren, stecke ich ein«, schrieb er. »Andere Leser finden gerade solche Ausdrücke hübsch. Das ist wohl Geschmackssache. Nur einen Fehler hatte Ihre Rezension: daß sie im ›Hellweger Anzeiger‹ und nicht in der FAZ erschienen ist.« Da war er wieder, der sanfte Kramp'sche Humor, der auch ein Stück Selbstironie war.

Kurz darauf folgte sein Gedichtband »Ich habe gesehen«, und er freute sich über meine Verwunderung, dass er Lyrik veröffentlicht hatte. Er war mir vorher nur als Erzähler ein Begriff gewesen. So wie ich gestaunt hatte, vermutete er, würden sich auch manche Kritiker wundern, die alles, nur

keine Lyrik von ihm erwarteten. Dabei hatte ihn das Schreiben von Gedichten sein Leben lang begleitet. Viele der Gedichte beschäftigten sich mit der Pommerschen Heimat, mit der herrlichen Natur, die in seinen Erinnerungen lebendig geblieben war. Ich schrieb wieder eine Rezension, die diesmal, glaube ich, auch im Rundfunk gesendet wurde.

Mein Staunen über seine Arbeit bezog sich aber nicht allein auf seine Lyrik, die für mich so unerwartet kam. Er war doch krank, er war gehandicapt, aber er schrieb und veröffentlichte ein Buch nach dem anderen. Eine unglaubliche Leistung an Konzentration und Schaffenskraft, die beispielhaft ist.

Wir sahen uns in dieser Zeit noch zwei-, dreimal. Einmal erlebte ich ihn im Fernsehen. Der WDR hatte einen kleinen Film über ihn gedreht. Endlich einmal hatte das Fernsehen auf ihn reagiert, dachte ich. Ich wusste, dass Kramp mit WDR-Intendant Klaus von Bismarck aus Villigster Zeiten befreundet war, aber von der Möglichkeit dieses Kontaktes hat er niemals Gebrauch gemacht. Allein schon der Gedanke daran, den Freund auf seine Literatur anzusprechen, wäre ihm unangenehm gewesen. Wahrscheinlich ist auch dieses halbstündige Filmportrait völlig ohne Einwirkung von Klaus von Bismarck zustande gekommen, irgendein Redakteur wird auf den Dichter aus christlicher Verantwortung aufmerksam geworden sein. Damals durfte man solche Redakteure getrost noch beim Fernsehen voraussetzen.

Ich schrieb ihm, dass ich das Portrait gerne gesehen hätte, aber zuviel Mystik in dem Film entdeckt hätte. Kramp war mir in seinem religiösen Anspruch als sehr weltlich vorgekommen. Sein Anspruch, Christentum gesellschaftlich und damit politisch zu verstehen, den er doch hatte, war mir zu kurz gekommen. Gerade dieser Bezug schien mir zukunftsweisend zu sein für ein modernes Verständnis von Christentum, das – zwar vom Rande der Gesellschaft aus – noch

lange seine Funktion haben würde. Und in diesem Punkt waren wir uns ja auch einig gewesen.

Kramp teilte im Grundsatz meine Kritik und zeigte mir dennoch eine weitere Dimension seines Denkens auf.

»Was nun Ihr Monitum betrifft – »zuviel Mystik« – so habe ich in der Sendung ja selbst gesagt, daß ich den Titel eines Mystikers nicht verdiene«, schrieb er. »Ich bin nicht im großen anbetenden Schweigen versunken, obwohl man mit dem Alter ja das Reden allmählich nicht mehr so schätzt. Aber ebenso richtig ist, daß es im Leben eines alten Mannes Augenblicke gibt, in denen »das andere« größer und bewegend wird. Ich glaube, daß das gute alte Jenseits und damit das Element des Transzendenten in unserer Zeit und in Zukunft wieder eine größere Rolle spielen wird als derzeit. Ob die Kirche nicht nur deshalb solche »Angsttriebe« produziert wie den voluminösen Kirchentag, weil sie die Verbindung zum göttlich-geistigen Bereich immer mehr schrumpfen fühlt? Mir persönlich gibt die Beschäftigung mit der größeren Wirklichkeit, die populär »Jenseits« und »Himmel« genannt wird, eine große Zuversicht auch im Blick auf die irdischen Verhältnisse.«

Der Brief stammt von Juni 1985, da hatte er noch gut ein Jahr zu leben. Am 19. August 1986 ist er gestorben.

Die späteren Telefongespräche mit seiner Frau Helene gingen vor allem um die Frage, welche Bücher von Willy Kramp noch lieferbar waren. Es wurden immer weniger. Irgendwann aber hatte sie dafür gesorgt, dass noch ein Buch von ihm erscheinen konnte, eine Novelle aus dem Nachlass. »Ankunft in der Stadt« hieß sie und handelte von der Liebesgeschichte eines verheirateten Mannes zu einer jüngeren Frau. Kramp hatte die Geschichte nicht zu Ende bekommen, er hatte Skrupel bei dem, was er beschrieb, es verstieß ja gegen das sechste Gebot, und Kramp tat sich schwer damit. Er war darin so völlig anders als andere Autoren, deren Romane immer wieder gerade von diesem Thema leben. Seine Frau hatte lange überlegt, wie sie diese

gut erzählte Geschichte mit einer witzig-ironischen Schilderung eines Catcher-Kampfes darin doch noch zur Veröffentlichung aufbereiten könnte. Ein Abschiedsbrief des Mannes an die Frau bildete schließlich den passenden Schluss. Ein Ende ganz im Sinne von Willy Kramp. Insgesamt hat er ein sehr facettenreiches und umfangreiches Werk hinterlassen. Weitere Romane kommen hinzu (»Die Purpurwolke«, »Zur Bewährung« etwa), dazu der Bericht »Der letzte Feind«, in dem er das Sterben seines Bruders Erich, mit dem ihn ein tiefes Verständnis verband, protokollierte, eingebaut darin die Erinnerungen an gemeinsame Kindheitstage und die Zeit in der »Bekennenden Kirche«. Kramps Sichtweise auf die Welt ist klar. Er hat ein Menschenbild aus christlicher Verantwortung gestaltet. Ist ein solches Weltbild überholt? Die Antwort darauf hängt nicht zuletzt mit der Stärke des Gegenbildes zusammen. Nach den schrecklichen und verachtenswerten Tattaten des 11. September sind die Menschen, verschreckt und kopflos, zu Tausenden in die Kirche gerannt. Die Welt des »Anything goes« erwies sich als Tünche und zerbrach in Sekundenschnelle. Ein Vorgang, der nur in die eine Richtung, im Hinblick auf die Schwäche des Gegenentwurfs, aussagekräftig ist. Ich glaube, auch Kramp hätte in dem Ansturm auf die Kirche nicht unbedingt ein Zeichen der Stärke eines christlichen Weltverständnisses gesehen. Ihm ging es um ein verantwortliches brüderliches Handeln im Alltag, in der Normalität des Lebens, die sich auch in Krisenzeiten wie unter der Herrschaft einer Diktatur zu bewähren hatte. Schon Dietrich Bonhoeffer, der in seinem christlichen Widerstand gegen Hitler am weitesten gegangen ist, hatte das genauso gesehen. Nicht ein Christentum, das mit der Schwäche des Menschen argumentiert, mit seiner Krankheit und seinem Tod, war ihm wichtig, sondern eines, das zum Normalfall des Lebens, zum Menschen in seiner Stärke und Schwäche, eine Aussage macht.

Ein solches Weltbild ist alles andere als überholt, die Schwäche des Gegenentwurfs belegt es. Im Übrigen ist Kramps Sichtweise der Welt niemals aufgesetzt in seinen Texten. Er erzählt Geschichten, lässt die Handlung laufen, entwickelt komplexe Charaktere. Man kann seine Bücher auch auf dieser reinen Handlungsebene lesen, als spannende, beeindruckende Bücher. Die Ebene darunter läuft ganz unaufdringlich mit.

Etwa ein Jahr nach seinem Tod war seine Enkeltochter Katharina wieder meine Schülerin, diesmal in einem Literaturkurs. Wie einige Schülergenerationen vorher und noch viele danach schrieben die Teilnehmer dieses Kurses literarische Texte, Erzählungen vor allem, aber auch Gedichte. Als ich den Schülern die Aufgabe stellte, ein Gedicht in freien Rhythmen zum Thema »Zeit« zu verfassen, schrieb Katharina:

Dennoch

Zufällig fand ich das Foto  
Wir alle um den Tisch im Wohnzimmer  
als die Dielen der Treppe noch knarrten  
er sitzt mitten unter uns  
blickt herüber und ich kann  
den Muskel unter seinem Auge  
zucken sehen  
kenne die Art, wie er mit dem  
Auge blinzelt, wie er schmunzelnd lacht  
fühle seine schmale, faltige, weiche Hand  
wie sie mir durchs Haar fährt  
bis ich eingeschlafen bin und  
höre seine leise Stimme  
Er könnte nebenan sein und  
ich müsste ihn nur rufen  
Heute dämpft ein dicker Teppich  
jeden Schritt auf der Treppe  
Weit weg ist er nicht

130

Es hat mich damals sehr angerührt, als sie das Gedicht vorlas. Sie war es gewesen, die den Kontakt zu ihrem Opa hergestellt hatte, sie war es, die die Erinnerung an ihn nun auffrischte. Seltsame Kreisbewegung, die ein junges Mädchen da bewirkt hatte.

## Textnachweise

*Brüder und Knechte*. Bericht. München: Biederstein, 1965 – *Was ein Mensch wert ist*. Aus: *Was ein Mensch wert ist. Erzählungen und Betrachtungen*. Wuppertal: R. Brockhaus Verlag 1972 – *Das Versteck. Erzählung*. Stuttgart: Quell 1984 – *Die Fischer von Lissau*. Roman. Berlin: von Hugo 1939 – *Am Grunde des Haffs, Flieh, Der Freund meiner Jugend, Seh meine Großmutter, Der Acker*. Aus: *Ich habe gesehen. Gedichte*. Stuttgart: Quell 1985 – *Das Wespennest. Erzählung*. Kassel: Lometsch 1959 – *Der Sohn. Erzählung*. Aus: *Sieben Perlen. Der Sohn. Zwei Erzählungen*. Hamburg, Furche-Verlag 1952 – *Das Lamm. Erzählung*. München: Biederstein Verlag, 1959.

## Bildnachweise

S. 6: Westfalenspiegel, Jg. 1956, H. 11; S. 36: ebd. Jg. 1967, H. 11 – S. 54, S. 71, S. 101, S. 117, S. 133: Privatbesitz – S. 120: Privatbesitz Heinrich Peuckmann.

